

ÖIF-FORSCHUNGSBERICHT

Integrations- faktor Familie

Das Familienleben von Flüchtlingen
aus Syrien und Afghanistan

Dr. Christine Geserick
Dr. Sabine Buchebner-Ferstl
Dr. Sonja Dörfler
Dr. Olaf Kapella

2019

Impressum

Das Österreichische Institut für Familienforschung an der Universität Wien (ÖIF) führt als unabhängiges wissenschaftliches Institut anwendungsorientierte Studien und Grundlagenforschung zur Struktur und Dynamik von Familien, Generationen, Geschlechtern und Partnerschaften durch. Die Kooperation mit internationalen Forschungseinrichtungen und die familienpolitische Beratung zählen dabei ebenso wie die umfangreiche Informations- und Öffentlichkeitsarbeit zu den Hauptaufgaben.

Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien
1010 Wien | Grillparzerstraße 7/9 | T: +43(0)1 4277 48901 | info@oif.ac.at

Projektteam: Dr. Christine Geserick (Projektleitung)
Dr. Sabine Buchebner-Ferstl
Dr. Sonja Dörfler
Dr. Olaf Kapella

Medieninhaber, Herausgeber, Redaktion und Hersteller:
Österreichischer Integrationsfonds – Fonds zur Integration von Flüchtlingen und MigrantInnen (ÖIF)/Schlachthausgasse 30, 1030 Wien,
Tel.: +43(0)1/710 12 03-0, mail@integrationsfonds.at

Verlags- und Herstellungsort: Schlachthausgasse 30, 1030 Wien

Lektorat: Mag. Michaela Kapusta – Lettera Lektorat

Grafik-Design: trafikant – Handel mit Gestaltung

Druck: DI Hans A. Gruber KG

grundlegende Richtung: wissenschaftliche Publikation zu den Themen Migration und Integration

Offenlegung gem. § 25 MedienG: Sämtliche Informationen über den Medieninhaber und die grundlegende Richtung dieses Mediums können unter www.integrationsfonds.at/impressum abgerufen werden.

Haftungsausschluss: Die Inhalte dieses Mediums wurden mit größtmöglicher Sorgfalt recherchiert und erstellt. Für die Richtigkeit, Vollständigkeit und Aktualität der Inhalte wird keine Haftung übernommen.

Weder der Österreichische Integrationsfonds noch andere an der Erstellung dieses Mediums Beteiligte haften für Schäden jedweder Art, die durch die Nutzung, Anwendung und Weitergabe der dargebotenen Inhalte entstehen. Sofern dieses Medium Verweise auf andere Medien Dritter enthält, auf die der Österreichische Integrationsfonds keinen Einfluss ausübt, ist eine Haftung für die Inhalte dieser Medien ausgeschlossen. Für die Richtigkeit der Informationen in Medien Dritter ist der jeweilige Medieninhaber verantwortlich.

Die Beiträge dieser Publikation geben die Meinungen und Ansichten der Autoren wieder und stehen nicht für inhaltliche, insbesondere politische Positionen der Herausgeber oder des Österreichischen Integrationsfonds und des Bundesministerium für Europa, Integration und Äußeres.

Urheberrecht: Alle in diesem Medium veröffentlichten Inhalte sind urheberrechtlich geschützt. Ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Urhebers ist jede technisch mögliche oder erst in Hinkunft möglich werdende Art der Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und Verwertung untersagt, sei es entgeltlich oder unentgeltlich.

Inhaltsverzeichnis

4	1	Einleitung und Executive Summary
5	1.1	Ankunft in Österreich
7	1.2	Partnerschaft, Geschlechterrollen und Elternschaft
9	1.3	Bildung und Erwerb
10	1.4	Religion
12	2	Hintergrund
12	2.1	Afghan/innen und Syrer/innen in Österreich: Statistischer Hintergrund
14	2.2	Familiale Situation
16	2.3	Familienbeziehungen im Kontext von Flucht und Migration
17	2.4	Geschlechterverhältnisse und Partnerschaft
20	2.5	Bildung und Erwerb
21	2.6	Religion und Werthaltungen
22	2.7	Integrationsbegriff
24	3	Studiendesign der empirischen Erhebung
27	4	Ergebnisse
27	4.1	Ankunft in Österreich: Familiensituation, Eindrücke, Kontakte
42	4.2	Partnerschaft, Geschlechterrollen und Elternschaft
60	4.3	Bildung und Erwerb
72	4.4	Religion
84	5	Synthese: Integrationshemmende und -fördernde Faktoren
88	6	Literatur
92	7	Anhang

1 Einleitung und Executive Summary

ÖSTERREICH HAT IN DEN VERGAN-
GENEN JAHREN EINER WACHSENDEN
ZAHL VON MENSCHEN ASYL UND
SUBSIDIÄREN SCHUTZ GEWÄHRT, DIE
AUS IHREN HEIMATLÄNDERN GEFLO-
HEN SIND. VOR ALLEM AUS SYRIEN
UND AFGHANISTAN SIND VIELE
MENSCHEN GEKOMMEN: SYRER/
INNEN UND AFGHAN/INNEN MACH-
TEN SOWOHL IM JAHR 2015 ALS
AUCH 2016 DIE JEWEILS GRÖßTEN
GRUPPEN UNTER DEN ASYLWER-
BER/INNEN UND ANERKANNTEN
FLÜCHTLINGEN IN ÖSTERREICH AUS.
DA VIELE VON IHNEN AUFGRUND
DER WEITERHIN PREKÄREN LAGE IN
IHREN HERKUNFTSLÄNDERN LÄN-
GERE ZEIT IN ÖSTERREICH VERWEI-
LEN WERDEN, RÜCKT DIE FRAGE
DER INTEGRATION IN DEN VORDER-
GRUND: WIE KANN DIESE BESTMÖG-
LICH GELINGEN? UND: WELCHE FAK-
TOREN SIND IM ZUSAMMENHANG
MIT FAMILIE UND RELIGION INTEG-
RATIONSFÖRDERND, WELCHE SIND
INTEGRATIONSHEMMEND?

Das Österreichische Institut für Familienforschung
an der Universität Wien hat sich dieser Frage aus der
Perspektive der Familienforschung genähert und legt
eine empirische Studie vor, die den Zusammenhang
zwischen Integration und Familie untersucht. Im Blick
stehen dabei Personen, die aus Syrien und Afghanistan
nach Österreich gekommen sind.

Dazu wurden insgesamt 31 Personen in qualitati-
ven Leitfadeninterviews (Fokusgruppen und Einze-
lnterviews) befragt, die die syrische oder afghani-
sche Staatsbürgerschaft haben und nach Österreich
gekommen sind, um Asyl zu bekommen. Die Inhalte
der Interviews wurden in einer themenbasierten
Inhaltsanalyse ausgewertet und in vier großen The-
menbereichen dargestellt, die den Bericht struk-
turieren: 1) Ankunft in Österreich, 2) Partnerschaft,
Geschlechterrollen und Elternschaft, 3) Bildung und
Erwerb und 4) Religion. Die Ergebnisse dieser The-
menbereiche werden in der Executive Summary nach-
folgend zusammengefasst dargestellt.

Ein Wort zum Sprachgebrauch: Es haben an der Stu-
die sowohl Asylberechtigte (anerkannte Flüchtlinge
im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention) als auch
subsidiär Schutzberechtigte sowie Asylwerber/innen
teilgenommen (deren Status noch ungeklärt ist).¹ Dort,
wo die gesamte Gruppe gemeint ist, wird öfters das
Wort „Geflüchtete“ (statt Flüchtlinge) verwendet, da
alle Interviewpartner/innen als Gemeinsamkeit eben

die Flucht haben. Im Titel der Studie wurde trotzdem der Begriff „Flüchtlinge“ beibehalten, im Sinne des alltäglichen Sprachgebrauchs.

1.1 Ankunft in Österreich

Das Kapitel beschäftigt sich mit der Ankunft der Syrer/innen und Afghan/innen in Österreich, wie sie diese erlebt haben, was sie an der Aufnahmekultur überrascht hat, wie die ersten Kontakte verlaufen sind und wer wichtige Bezugspersonen sind. Dabei können erste Aussagen getroffen werden, welche Erfahrungen und Konstellationen integrationsfördernd sind und welche weniger, entweder im Zusammenhang mit Familie oder auch in anderen Bereichen.

Kernfamiliales Familienverständnis

In den Fokusgruppen berichten viele Personen von diesem Muster der etappenweisen Flucht als Kernfamilie, die meist von einem erwachsenen Mann in der Familie angeführt wird, der die anderen Familienangehörigen später im Zuge einer Familienzusammenführung nachholt. Ausnahmen von dieser Praxis, dass etwa eine Frau mit ihren Kindern oder ganz alleine flüchtet, gibt es vor allem dort, wo Familie gerade entsteht (Phase der Partnersuche) oder zerbricht bzw. zerbrochen ist (Trennung, Tod). Aufschlussreich ist die Formulierung der Interviewpartner/innen, die sagen, sie seien „allein“ nach Österreich gekommen, obwohl Personen, auch weitere Verwandte, dabei waren. Dies lässt Rückschlüsse auf die Definition und Bedeutung der Familie zu. Für die hier interviewte Gruppe heißt es: Wer ohne Kernfamilie hergekommen ist, also – je nach Lebensphase – als minderjähriges Kind ohne Eltern, als Mutter/Vater ohne minderjährige Kinder oder ohne den/die (Ehe-)Partner/in, der definiert sich als „allein“ – sowohl während der Flucht als auch nach Ankunft in Österreich.

Wichtige Bezugspersonen

Die Definition (Wer ist wichtig? Ist man „alleine“ hier?) passiert über die Kernfamilie: Als wichtige Menschen nennen junge Interviewpartner/innen ihre Eltern, Eltern nennen ihre Kinder und ihre/n Partner/in, erwachsene Personen nennen manchmal ihre Eltern, bei denen sie sich Rat einholen – auch wenn diese noch im Herkunftsland leben – und mit denen man per Telefon oder Skype kommuniziert. Wichtig sind aber auch andere Bezugspersonen: Freundinnen und Freunde, denen man sich anvertrauen kann. Das sind für die meisten Interviewpartner/innen Menschen mit einem ähnlichen (biografischen) Hintergrund und aus demselben Sprach- und Kulturkreis. Aber auch Österreicher/innen können zu emotional Vertrauten werden, wobei die fehlende gemeinsame Sprache eine Hürde ist. Ansonsten werden Österreicher/innen als wichtige Menschen eher genannt, wenn es um die erste Orientierung und Lösung praktischer Probleme geht, anfangs ist das vor allem die Wohnungssuche und der erste Spracherwerb.

Überraschendes an der österreichischen Kultur

Um zu erfahren, bei welchen kulturellen Unterschieden im Hinblick auf Integration eventuell mit Herausforderungen zu rechnen ist, wurde gefragt, was für die Interviewpartner/innen an Österreich „überraschend“ war. Die Erzählpersonen beziehen sich in ihren Antworten auf das Bildungssystem und eine gut und präzise funktionierende Infrastruktur des alltäglichen öffentlichen Lebens, wie sie etwa auch auf Ämtern erlebt und positiv

¹ Der Fokus der Studie liegt auf den Asylberechtigten, die auch den größten Anteil der Teilnehmenden ausmachen. Dass auch Asylwerber/innen in die Fokusgruppen gekommen sind, war nicht vorgesehen. Jedoch wurden die einmal Anwesenden, als im Interviewverlauf ihr Status deutlich wurde, aus forschungsethischen und methodischen Gründen nicht plötzlich wieder „weggeschickt“ und ihre Interviewdaten wurden verwendet, z. B. auch, weil sich die Gesprächsinhalte/Zitate aufeinander beziehen.

beschrieben wird. Dazu gehört ebenso die formale Kommunikation, welche die meisten als respektvoll und frei von Hierarchien empfinden und loben. Im Unterschied zur formalen Kommunikation, die häufig positiv hervorgehoben wird, wird die Kommunikation im Privaten von manchen kritisiert, es wird der private soziale Zusammenhalt vermisst. Auf Unverständnis stoßen etwa die geografische und scheinbar auch emotionale Ferne zwischen den Generationen und der Austausch von Intimitäten in der Öffentlichkeit, wie z. B. das „Küssen in der U-Bahn“.

Erste Kontakte in Österreich – Erfahrene Hilfe fördert den Integrationswillen

Erste Kontakte in Österreich knüpfen die neu ankommenden Afghan/innen und Syrer/innen häufig im Aufnahmelager. Aber auch der Wohnungskontext ist ein wichtiger Bereich, in dem man Kontakte zu Österreicher/innen bekommt und Hilfe erfährt (auch von neuen Mitbewohner/innen). Die Daten zeigen, wie wichtig der positive, wohlwollende und unterstützende soziale Austausch der Aufnahmegesellschaft mit den Geflüchteten für den Integrationswunsch ist. Gerade die erfahrene Hilfe vonseiten der österreichischen Gesellschaft, in institutionalisierten wie in privaten Kontakten, bringt den Wunsch hervor, dass man etwas „zurückgeben“ könne. Dies wiederum könne nur passieren, indem man aktiv an der Gesellschaft teilhaben könne, so sagen es die Interviewpartner/innen; zum Beispiel über den Spracherwerb und durch die Möglichkeit, erwerbstätig zu sein.

Sportvereine und Schule als Orte der interkulturellen Begegnung und Integration

Besonders für junge Menschen scheinen Sportvereine gute Orte der interkulturellen Begegnung und der Integration zu sein. Auch ohne noch fließend Deutsch zu sprechen, kann man gemeinsam Zeit verbringen und sich regelmäßig treffen, so dass Freundschaften entstehen können. Ebenso kann die Schule für Junge – und sogar für die ganze Familie – eine integrierende

Funktion übernehmen. Kinder können als „privilegierte Vermittler“ zwischen ihren Eltern und der Aufnahmekultur fungieren, v. a. im Schulkontext. „Durch die Kinder haben wir viele neue Kontakte knüpfen können“, sagt etwa ein sechsfacher Familienvater aus Syrien. In diesem Setting funktioniert „Familie als Integrationsfaktor“. Erwachsene ohne Kinder haben diese Chance der Kontaktmöglichkeiten zu anderen österreichischen Eltern nicht.

Abwesenheit männlicher Familienmitglieder macht angreifbar

Einige Interviewpartnerinnen haben von Situationen berichtet, in denen es zu Konflikten mit anderen geflüchteten Personen aus einem fremden oder dem eigenen Kulturkreis gekommen sei. Bei entstehenden Konflikten seien jene Familien (Frauen) im Nachteil, wo (vor allem) das männliche „Familienoberhaupt“ nicht mehr präsent ist, etwa weil der Vater oder Mann bereits verstorben ist oder die Frau/en der Familie alleine nach Österreich gekommen ist/sind. Der fehlende familiäre Rückhalt wird mitunter zum Problem für die hier lebenden Frauen, zum Beispiel, wenn es um Verteilungskonflikte in den Aufnahmelagern geht, oder auch, wenn es um das Interesse von Männern an Frauen aus ihrem Kulturkreis geht. Kommt es zu ernsteren Konflikten (z. B. sexuelle Belästigung), wird die Exekutive in Österreich (Polizei) scheinbar nicht als so mächtig wahrgenommen wie die Präsenz eines männlichen Familienmitglieds oder der Nachbarschaft.

Integrationsfaktor Familie – Die Familie als Basis für Außenkontakte und Integration

Die Fragestellung, inwieweit Familie fördernd oder hemmend für die Integration geflüchteter Personen sein kann, wurde von den Interviewpartner/innen in zweierlei Richtung beantwortet: inwieweit das Ankommen mit oder ohne Familie von Vorteil für das subjektive Wohlbefinden ist und ob man eher als Familie oder als Einzelperson neue Kontakte knüpft. Einige männliche Interviewpartner betonten, dass bei einer alleinigen

Flucht das spätere Getrenntsein von der Familie für sie eine Belastung gewesen sei, die ihr psychisches Wohlbefinden und zum Beispiel die Konzentration auf das Erlernen der neuen Sprache eingeschränkt habe. Die meisten weiblichen Erzählpersonen, und hier vor allem die erwachsenen (Ehe-)Frauen, sind froh, dass sie erst im Zuge der Familienzusammenführung nach Österreich gekommen sind. Sie betonen ihren subjektiven, praktischen Vorteil, den sie dadurch hatten, dass ihr Mann bereits eine Wohnung organisieren konnte und sich in der „Gesellschaft schon auskannte“, so dass sie selbst „einfach nur noch ankommen“ mussten. Insofern unternehmen sowohl Männer als auch Frauen zunächst eine nach innen gerichtete, auf das subjektive Wohlbefinden fokussierte, Folgenabschätzung einer gemeinsamen bzw. getrennten Flucht. Der Blick nach außen (Integration, Individuum und Gesellschaft) wurde in den Interviews erst im Zusammenhang mit dem Thema „Kontakte knüpfen“ eingenommen. Hierzu gab es mehr Personen, die ein Kontaktknüpfen als Familie für aussichtsreicher hielten, etwa mit dem Hinweis, dass man einer Familie leichter trauen könne. Besonders die Männer, die allein im Land seien, hätten es schwerer, Anschluss zu finden.

1.2 Partnerschaft, Geschlechterrollen und Elternschaft

Was den gesellschaftlich-normativen Hintergrund der Herkunftsländer angeht, waren in den Interviews in puncto Partnerschaft und Eheschließung Einstellungen und teilweise auch Handlungen zu erkennen, die aus der Perspektive von modernen Gesellschaften als sehr traditionell bezeichnet werden können. Dies zeigt sich etwa darin, dass die Interviewpartner/innen überrascht darüber sind, dass in Österreich unverheiratete Paare zusammenleben, oder die Jungen eine Liebesbeziehung vor ihren Eltern verheimlichen und Sexualität bis

zur Heirat ausklammern. Auch werden Eheschließung sowie Elternschaft bei fast allen als fixer Bestandteil der Lebensplanung genannt.

Arrangierte Ehen – mit der Flucht verlieren sie an Kraft

In der afghanischen Kultur sind von den Eltern arrangierte Ehen weitverbreitet, was sich auch in den Interviews widerspiegelte: Sie wurden von einigen Afghan/innen thematisiert und als Norm „importiert“ – der sich aber einige bewusst widersetzen. Zwar berichten einige Frauen, dass sie mit ihrem Partner zufrieden seien, sie hinterfragen die Tradition nicht oder deuten die Entscheidung der Eltern zu ihrer eigenen um. Andererseits kann ein Verstoß gegen das Ehearrangement der Eltern (= Partner wird abgelehnt und es wird ein anderer genommen) zum Ausschluss aus der Familie oder zu Bedrohungen führen; in einem Fall war dies sogar der Fluchtgrund für eine junge Afghanin und ihren selbstgewählten Partner.

Die jungen afghanischen Männer unserer Stichprobe brechen manchmal ganz bewusst in ihrem neuen Leben nach der Flucht mit den Normen der von den Eltern arrangierten Ehe und leben in einer unehelichen Partnerschaft bzw. streben diese an. Die eigenständige Partnersuche wird dadurch erleichtert, dass die Herkunftsfamilie häufig in der alten Heimat zurückgeblieben ist. Manche der jungen afghanischen Männer erleben diese neu gewonnene Freiheit allerdings als nicht erstrebenswert. Sie sind überfordert damit, selbst eine Frau zu finden. Dies scheint auch damit zusammenzuhängen, dass deutlich weniger alleinstehende Frauen als Männer aus ihrem Kulturkreis in Österreich leben.

Partnerschaft im Kontext von Flucht

In den Interviews ist die Norm erkennbar, dass eher innerhalb des eigenen Kulturkreises geheiratet wird. Für arabische, kurdische und armenische Syrer/innen bedeutet dies, dass der/die Ehepartner/in möglichst aus dem gleichen Land und aus der gleichen Religionsgemeinschaft stammen sollte, während für Afghan/innen

die gleiche Religionszugehörigkeit tendenziell als ausreichende Voraussetzung angesehen wird. Dabei wird kaum eine dezidierte Ablehnung formuliert, sondern eher versteckt auf geltende Normen und mögliche Probleme hingewiesen, etwa ein antizipiertes Unverständnis für das Kopftuch. Jedoch zeigen sich einige andere Interviewpartner/innen bewusst offen und verweisen vor allem auf romantische Liebeseideale, die es letztlich unerheblich erscheinen lassen, aus welchem Kulturkreis die Person kommt.

Die Interviews zeigen, dass die Flucht auch Auslöser oder „Katalysator“ dafür sein kann, dass sich formale Familienbeziehungen ändern, dass etwa Ehen geschlossen oder aufgelöst werden. So gibt es zwei Berichte junger Männer, die nach ihrer Ankunft in Österreich eine Heirat vorgetäuscht oder sich schnell noch verlobt haben, damit sie ihre Freundin aus ihrem Herkunftsland im Zuge der Familienzusammenführung nachholen können. Die gesetzlichen Rahmenbedingungen in der Aufnahmegesellschaft bieten für manche geflüchteten Frauen die Chance, durch Scheidung aus einer unglücklichen Ehe auszubrechen und dabei die Kinder behalten zu können (in den Herkunftsländern wird der Mann hier bevorzugt). Dabei kann eine Scheidung aber auch innerfamiliäre Sanktionierungen mit sich bringen, weil sie in den Herkunftsländern weniger akzeptiert ist.

Gleichberechtigung, Freiheit, keine häusliche Gewalt mehr

Ein dominantes Thema in den Interviews war die „Freiheit“ und die damit verbundene Gleichberechtigung aller Gesellschaftsmitglieder (z. B. im Sinne der Chancengleichheit und Abwesenheit von Korruption) – aber auch die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern. Die Interviewpartner/innen sind sich der in viel höherem Maße gleichberechtigten Stellung von Frauen in der Aufnahmegesellschaft zumeist bewusst. Insbesondere Frauen erleben die damit verbundene neue Freiheit als Aufwertung ihrer Lebensqualität. Genannt wird die stärkere Einbindung in Entscheidungen, die sie selbst oder die Familie betreffen. Auch das Thema Gewalt spielt eine Rolle: Hier berichten Frauen (v. a. aus Afghanistan), dass der Familienvater, d. h. Vater oder

Ehemann, seit der Ankunft in Österreich nicht mehr gewalttätig sei, weil er wisse, dass die Gesetzeslage eine andere sei bzw. weil bereits die Vorbildwirkung der Aufnahmegesellschaft greife.

Traditionelle Rollenaufteilung als Integrationshemmnis für Mütter

Die Aufteilung von Kinderbetreuung und Hausarbeit ist in den Familien der Erzählpersonen zumeist sehr traditionell organisiert und damit fest in Frauen- bzw. Mädchenhand. Dieser Umstand kann sich durchaus negativ auf die Teilhabe von Müttern mit mehreren Kindern am sozialen Leben in der Aufnahmegesellschaft auswirken und damit ihre Integration behindern, wie einige Beispiele von Interviewpartnerinnen zeigen, die zum Beispiel nicht vom Partner in der Kinderbetreuung unterstützt wurden, wenn sie abends einen Sprachkurs besuchen wollten. Insofern kann man hier durchaus einen Konnex herstellen, der eine traditionelle innerfamiliäre Geschlechtertrennung als integrationshemmend für Mütter erkennen lässt. Aufgrund ihrer innerhäuslichen Pflichten, die niemand anders übernimmt als sie selbst, wird die Teilhabe an Aus- und Weiterbildung (inkl. Deutschkurs) behindert. Dies gilt vor allem für Mütter mit kleinen Kindern, für die z. B. (auch das zeigen die Interviews) kein Kinderbetreuungsplatz zur Verfügung steht.

Annäherung an familiäre Strukturen der Aufnahmegesellschaft

Elternschaft ist fixer Bestandteil der Lebensplanung der Geflüchteten, und wenn sie verheiratet sind, haben sie zumeist mehrere Kinder. Der Stellenwert von Kindern bewegt sich zwischen Kindern als Kapital bzw. Absicherung der Eltern und andererseits Kindern als „Geschenk Gottes“, denen man viel Liebe entgegenbringen soll. Manche syrische Geflüchtete kritisieren den Materialismus und den fehlenden Zusammenhalt, den sie in den Familien der Aufnahmegesellschaft erkannt haben wollen (z. B. Kinder, die frühzeitig das Elternhaus verlassen und sich nicht um die alten Eltern sorgen), während afghanische Geflüchtete vor allem den höheren Grad an Organisation und (finanzieller)

Verpflichtung, der mit der Elternschaft in Österreich verbunden ist, als herausfordernd empfinden. Als Konsequenz lässt sich bei manchen Afghan/innen bei der idealen Kinderzahl bereits eine Annäherung an die niedrigere Kinderzahl der Aufnahmegesellschaft erkennen. Auch bei der Erziehung der Kinder kann man eine Annäherung an die Werte der Aufnahmegesellschaft erkennen: Dies betrifft den Grad der Einbindung der Kinder in Entscheidungen, der zugebilligten Autonomie beim Eingehen von Partnerschaften sowie den Verzicht auf physische Gewalt im Umgang mit den Kindern. Andererseits fürchten Eltern aber vereinzelt die Einflüsse der Aufnahmegesellschaft auf das Verhalten ihrer Kinder; dies betrifft insbesondere aus ihrer Sicht zu freizügiges Sexualverhalten.

1.3 Bildung und Erwerb

Deutsch lernen als Schlüssel zur Integration

Das Erlernen der deutschen Sprache steht bei den meisten Erzählpersonen aktuell im Zentrum ihres neuen Alltags und wird von vielen als Schlüssel zur Kontaktaufnahme und Partizipation in der Mehrheitsgesellschaft, kurz zur Integration, verstanden. Die Hauptmotive, die Sprache zu erlernen, sind am sozialen Leben der Mehrheitsbevölkerung teilzuhaben, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden, eine Ausbildung zu absolvieren und Zugang zum Arbeitsmarkt zu erhalten.

Deutsch wird in professionellen Sprachkursen gelernt, außerdem zu Hause selbst geübt oder mit freiwilligen Helfer/innen aus der Zivilgesellschaft erlernt. Einige Interviewpartner/innen beklagen jedoch, dass sie schon lange auf Kursangebote warten würden bzw. der „Sprachunterricht“, den sie von ehrenamtlich tätigen Privatpersonen erhalten hätten, nicht ausreichend

gewesen sei, um in der neuen Sprache erfolgreich zu kommunizieren. Auch wird von manchen Müttern erwähnt, dass sie keinen Sprachkurs besuchen könnten, weil ihnen ein Kinderbetreuungsangebot für diese Zeit fehle. Hier wäre – im Sinne einer Empfehlung – sicherlich wünschenswert, dass Kurse zum Spracherwerb für alle neu ankommenden Asylwerber/innen möglichst leicht zugänglich sind und zum Beispiel zeitlich parallel Kinderbetreuung zur Verfügung gestellt wird, damit auch junge Mütter daran teilnehmen können. Zwar gibt es solche Angebote schon; weil das Defizit aber in den Interviews angesprochen wurde, scheint es nicht allen bekannt zu sein.

Kinder und Sprache: Wichtige Rolle von Schule und Betreuungseinrichtungen

Für Kinder der Geflüchteten spielt die Schule bzw. Betreuungseinrichtung eine wichtige Rolle beim Spracherwerb. Bei ihnen zeigt sich aber teilweise ein Verlust der Muttersprache in Wort und/oder Schrift, was manche Eltern bedauernd in den Interviews berichten. So sehr sie das Deutschlernen ihrer Kinder begrüßen, ist doch auch der Wunsch da, die eigene Muttersprache in der Familie zu bewahren und zu vererben.

Hohe Bildungsaspirationen unter jungen Geflüchteten

Es gibt einige Interviewpartner/innen aus Afghanistan und Syrien, die sich durch hohe Bildungsaspiration und konkrete Vorstellungen von einer zukünftigen Erwerbstätigkeit auszeichnen. Dies sind vor allem junge geflüchtete Männer und Frauen ohne eigene Kinder. Die Bildungs- und Erwerbsziele werden zielstrebig verfolgt, wobei teilweise große Herausforderungen, wie die zeitlich-organisatorische Vereinbarkeit von Spracherwerb und Erwerbstätigkeit neben der Ausbildung, überwunden werden müssen. Manchmal müssen die jungen Menschen ihre Ausbildungsziele wegen unüberwindbarer Hürden etwas nach unten anpassen. Die hohe Bildungsaspiration ist unabhängig davon gegeben, ob die Geflüchteten mit oder ohne ihre

Herkunftsfamilie in Österreich leben. Allerdings erhalten insbesondere junge Menschen mit Angehörigen, die schon länger in der Aufnahmegesellschaft leben, durchaus Hilfestellung von der Familie bei der Ausbildungssuche. Als Auslöser der hohen Bildungsmotivation stechen zwei Faktoren besonders heraus: Einerseits werden die großzügigen und kostengünstigen Bildungsmöglichkeiten der Aufnahmegesellschaft von den jungen Geflüchteten besonders wertgeschätzt, weil in der Herkunftsgesellschaft kein vergleichbares Angebot vorhanden sei. Andererseits gibt es bei jungen Geflüchteten, die durch die Flucht einen sozialen Abstieg erlebt haben, die Motivation, aus der Rolle des „Flüchtlings“ herauszufinden und sich in der Aufnahmegesellschaft soziale Anerkennung zu erarbeiten.

Erwerbstätigkeit von Frauen

Bei einigen älteren Männern zeigt sich eine gewisse Entmutigung, was die neue Erwerbssituation in Österreich angeht. Sie versuchen zwar die Sprache zu erlernen, sehen für sich selbst aber aufgrund ihres höheren Alters keine berufliche Zukunft in Österreich. Sie befürworten wegen der finanziellen Notwendigkeit – entgegen ihren Vorstellungen von Geschlechterrollen – eine Erwerbstätigkeit ihrer Ehefrau in der Aufnahmegesellschaft. Dies betrifft auch Männer, deren Frau in der Herkunftsgesellschaft zuletzt ausschließlich Hausfrau und Mutter war.

Es gibt unter den Interviewpartnerinnen einige Frauen, Mütter zumeist mittleren Alters, die bereits bei der Ankunft in der Aufnahmegesellschaft über hohe Qualifikationen verfügen. Sie bemühen sich, die Sprache der Aufnahmegesellschaft zu erlernen, kümmern sich um eine Nostrifizierung ihrer im Herkunftsland erworbenen Qualifikation oder möchten weiterführende Qualifikationen erwerben. Sie waren in der Herkunftsgesellschaft zumeist nur erwerbstätig, bevor sie Kinder hatten, und verfügen über eine entsprechend hohe Ausbildung, die sie nun in der Aufnahmegesellschaft anwenden wollen.

Eine weitere Gruppe unter den Interviewpartnerinnen stellen junge Mütter mit kleinen Kindern, die zwar durchwegs irgendwann einmal erwerbstätig sein oder

eine Ausbildung absolvieren möchten, dies aber aufgrund der traditionellen Rollenaufteilung in ihrer Familie und eines Mangels an Kinderbetreuungsmöglichkeiten in die ferne Zukunft verschoben haben. Zumeist scheitern sie wegen der Betreuungspflichten schon daran, an Sprachkursen teilzunehmen, was die Basis der Verwirklichung weiterer Bildungs- und Erwerbsvorhaben bilden würde.

1.4 Religion

Religion als Privatsache

Ein sehr dominantes Thema in der Auseinandersetzung mit der Frage, wie die Interviewpartner/innen ihre Religion im Alltag leben (können), ist die Selbstbestimmung im Sinne der Religionsfreiheit. Religion sei „Privatsache“, eine „sehr persönliche Sache“, man sei „Moslem vom Herz“. Eng mit der Überzeugung verbunden, dass Religion „Privatsache“ sei, ist der Toleranzgedanke, den einige betonen: Man habe jüdische und christliche Freunde, denn der eigene Glaube habe „gar nichts zu tun mit anderen“. Eventuell ist mit diesen Statements auch eine Erwartungshaltung verbunden: Indem man sich selbst tolerant gegenüber anderen Glaubensgruppen positioniert, erwartet man ebenso deren Toleranz. Auch innerhalb der Familie wird der Toleranzgedanke im Sinne der persönlichen Entscheidungsfreiheit betont: Hier haben einige Frauen das Kopftuchthema angesprochen und betont, dass es die selbstständige Entscheidung ihrer Tochter/einer jeden Frau sei, ob sie zu gegebener Zeit ein Kopftuch tragen werde.

Außerdem betonen viele muslimische Interviewpartner/innen ihre eigene Zufriedenheit mit ihrer Religion und einen gefestigten Standpunkt im eigenen Glauben. Dies könnte – so unsere Interpretation – die Botschaft enthalten, dass der eigene Glaube eben

unverrückbar ist und ein möglicher Einfluss der Mehrheitsgesellschaft an dieser Stelle endet. Wo genau diese Grenze gezogen wird, ist individuell und situativ unterschiedlich und zeigt sich z. B. darin, ob man das fünfmalige Beten am Tag praktiziert und in welchen Situationen man darauf verzichtet.

Herausforderungen und Kritisches

Wenige Interviewpartner/innen berichten von Herausforderungen, denen sie in der Ausübung ihrer Religion begegnen. Dazu gehört für Musliminnen das Händeschütteln mit nicht-verwandten Männern, einige erwähnen zudem die Integration der Speisegesetze in den neuen Alltag (Verzicht auf Schweinefleisch und Alkohol). Erwähnt wird von den Erzählpersonen auch die Ablehnung, die kopftuchtragende Frauen manches Mal erleben. Die Narrationen der interviewten Frauen und Männer legen nahe, dass das Kopftuch als das Symbol schlechthin erscheint, an dem sich eine empfundene Ablehnung durch die Aufnahmegesellschaft manifestiert, weil es eine bewusste Segregation zu symbolisieren scheint.

Kritisches gegenüber der eigenen Religion

Im Unterschied zum Großteil der Interviewpartner/innen, der die eigene Zufriedenheit und Festigkeit im eigenen Glauben betont (s. o.), gibt es lediglich drei (junge) Interviewpartnerinnen, die sich kritisch über ihre eigene Religion bzw. religiöse Praxis äußern. Man kann in diesen Zitaten eine teils offene, teils versteckte Kritik an einer religiösen Praxis erkennen, sofern diese segregierende Tendenzen hat, das heißt, sich der Mehrheitsgesellschaft bewusst verschließt. Kritisiert werden zum Beispiel Landsleute, die zunehmend religiös würden und „plötzlich verschlossen“ gegenüber der Aufnahmegesellschaft seien. Dieselbe Interviewpartnerin ergänzt ihre Kritik um Beobachtungen in einer Moschee, wo offensichtlich ISIS-Anhänger rekrutiert würden, die Polizei aber nicht eingreife. Die Freiheit in der Ausübung der Religion wird von einigen bewusst genutzt, nicht nur, um sich von der Mehrheitsgesellschaft zu segregieren,

sondern um sich vor staatlicher Sanktionierung zu schützen, wenn gegen das Gesetz gehandelt wurde.

Symbolkraft des Kopftuchs als Deklaration der Zugehörigkeit

Auch das Thema Kopftuch wird in der kritischen Auseinandersetzung hier wieder aufgegriffen, von zwei jungen Frauen aus Afghanistan, die ihre Zweifel äußern. Ihre Ausführungen legen nahe, dass die „Kopftuchfrage“ besonders in der Phase der Identitätsfindung bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen präsent ist. Die Auseinandersetzung der beiden dazu, wie streng das Kopftuch getragen wird (die Haare halb oder ganz bedeckend), bildet die Symbolkraft des Kopftuchs als Deklaration der Zugehörigkeit entweder zur einen oder zur anderen Gesellschaft ab. Wird es getragen, wird das meist als Zeichen der bewussten Segregation gedeutet, wird es nicht getragen, dass eine Integration angestrebt wird. Wird es nur halb bedeckend getragen, ist die Selbstverortung der Trägerin nicht eindeutig, was für die Muslim/innen der Migrationsgesellschaft ein Problem darstellen dürfte (so jedenfalls die Erfahrung der Interviewpartnerinnen). Man erwartet sich eine klare Deklaration zur eigenen Identität und Gruppenzugehörigkeit.

2 Hintergrund

NACH AKTUELLEN UNHCR-DATEN SIND RUND 5,5 MILLIONEN AUS SYRIEN GEFLÜCHTETE OFFIZIELL REGISTRIERT. MIT MEHR ALS DREI MILLIONEN IST DER WEITAUS GRÖßTE TEIL DIESER MENSCHEN IN DER TÜRKEI REGISTRIERT, EINE WEITERE MILLION IM LIBANON (GESAMTBEVÖLKERUNG: RUND SECHS MILLIONEN).²

NACH SCHÄTZUNGEN DES FLÜCHTLINGSHILFSWERKS UNHCR KOMMT RUND EIN DRITTEL DER AFGHAN/INNEN AUS DEM IRAN, WO SIE TEILWEISE JAHRELANG GELEBT HABEN ODER GEBOREN WURDEN. NACH UN-ANGABEN LEBEN NOCH 900.000 AFGHAN/INNEN LEGAL MIT FLÜCHTLINGSSTATUS IM IRAN, WO SIE JEDOCH PERMANENT VON ABSCHIEBUNG BEDROHT SIND.³ EINE ÄHNLICHE SITUATION BESTEHT IN PAKISTAN, WO RUND 1,5 REGISTRIERTE UND EINE WEITERE MILLION NICHT REGISTRIERTE AFGHAN/INNEN LEBEN.⁴

2.1 Afghan/innen und Syrer/innen in Österreich: Statistischer Hintergrund

Syrer/innen und Afghan/innen stellten sowohl im Jahr 2015 als auch 2016 die jeweils größten Gruppen unter den Asylwerber/innen beziehungsweise anerkannten Flüchtlingen in Österreich dar. Im Jahr 2015 wurden 27,8 % aller Asylanträge von Personen aus Syrien sowie 28,9 % von Personen aus Afghanistan gestellt. 2016 entfiel etwa die Hälfte aller Asylanträge auf die Syrer/innen und Afghan/innen (Syrien: 20,8 %, Afghanistan: 27,9 %). In Abbildung 1 sind

2 Vgl. <http://data.unhcr.org/syrianrefugees/regional.php> (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

3 Vgl. <http://www.unhcr.org/protection/operations/539ab62a9/solutions-strategy-afghan-refugees-islamic-republic-iran-20152016.html> (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

4 Vgl. https://reliefweb.int/sites/reliefweb.int/files/resources/afg_2017_hno_english.pdf (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

5 Gesamtzahl der Personen, die mindestens 90 Tage in Österreich hauptgemeldet waren (unabhängig vom Asylstatus)

6 Die Prozentzahl bezieht sich nur auf positive Asylgewährungen ohne positive subsidiäre Schutzgewährungen und humanitäre Aufenthaltstitel.

ASYLSTATISTIK SYRIEN UND AFGHANISTAN (2015 + 2016)

Abbildung 1

		2015	2016	
Syrien	Zugewanderte ⁵	22.610	9.040	
	Asylanträge	24.547	8.773	
	Positive Asylgewährungen in % ⁶	80,5 %	89,2 %	
	Asylanträge von unbegleiteten Minderjährigen	GESAMT (bis 18)	1.134 (4,6 % aller Asylanträge aus Syrien)	130 (1,5 % aller Asylanträge aus Syrien)
		Unter 14	182 (0,7 % aller Asylanträge aus Syrien)	22 (0,3 % aller Asylanträge aus Syrien)
		14-18	952 (3,9 % aller Asylanträge aus Syrien)	108 (1,2 % aller Asylanträge aus Syrien)
	<hr/>			
			2015	2016
	Afghanistan	Zugewanderte	19.505	11.660
		Asylanträge	25.563	11.794
Positive Asylgewährungen in %		30,3 %	25,3 %	
Asylanträge von unbegleiteten Minderjährigen		GESAMT (bis 18)	5.609 (21,9 % aller Asylanträge aus Afghanistan)	2.446 (20,7 % aller Asylanträge aus Afghanistan)
		Unter 14	427 (1,7 % aller Asylanträge aus Afghanistan)	285 (2,4 % aller Asylanträge aus Afghanistan)
		14-18	5.182 (20,3 % aller Asylanträge aus Afghanistan)	2.161 (18,3 % aller Asylanträge aus Afghanistan)

Quelle: BMI-Asylstatistiken 2015 und 2016, eigene Darstellung Österreichisches Institut für Familienforschung

einige Hintergrundinformationen zu Asylwerber/innen aus diesen beiden Ländern zusammengefasst. Folgende Aspekte sind dabei hervorzuheben:

- 2016 wurden von Staatsbürger/innen beider Länder insgesamt deutlich weniger Asylanträge gestellt als im „Hauptfluchtjahr“ 2015.
- 2015 wanderten etwas mehr Personen aus Syrien als aus Afghanistan zu, 2016 kehrte sich dieses Verhältnis um.
- Sehr große Unterschiede bestehen im Hinblick auf die Gewährung von Asyl: Erhielten in den beiden Jahren zwischen 80 und 90 % aller Geflüchteten aus Syrien Asyl, so traf dies nur auf 25 bis 30 % der Afghan/innen zu.
- Unbegleitete Minderjährige stellen bei den Afghan/innen offenkundig eine recht bedeutsame Gruppe dar: Rund ein Fünftel aller Asylanträge betraf 2015 und 2016 diese Alterskategorie. Bei den Syrer/innen beträgt der Anteil an unbegleiteten Minderjährigen nur 4,6 % (2015) bzw. 1,5 % (2016). (Unbegleitete) Kinder unter 14 Jahren stellen jedoch bei beiden Herkunftsländern die Ausnahme dar.

Abbildung 2 bietet einen generellen Überblick über die Altersverteilung der zugewanderten Personen aus Syrien und Afghanistan in Österreich für die Jahre 2015 und 2016, differenziert nach Geschlecht. Es sind die Absolutzahlen jener Personen angeführt, die in den beiden Jahren nach Österreich gekommen sind und hier für mindestens 90 Tage hauptgemeldet waren. Zu berücksichtigen ist, dass die Wanderungsstatistik alle zugewanderten Personen umfasst und nicht lediglich jene, die in Österreich um Asyl ange-sucht haben. Es ist jedoch in Übereinstimmung mit den Asylstatistiken des BMI (vgl. Abbildung 1) davon auszugehen, dass Asylwerber/innen die überwiegende Mehrheit der zugewanderten Syrer/innen und Afghan/innen bilden.

Folgende Aspekte sind hervorzuheben:

- Unter den Afghan/innen stellt die männliche Bevölkerungsgruppe in beiden Jahren die überwiegende Mehrheit dar. So stehen im Jahr 2015 insgesamt 14.189 Männer 5.316 Frauen gegenüber. 2016 gab es einen Zuzug von 8.247 männlichen Afghanen gegenüber 3.413 weiblichen. Diese männliche Dominanz zeigt sich in allen Altersgruppen mit Ausnahme der 45- bis 59-Jährigen im Jahr 2016 und ist bei den 15- bis 29-Jährigen besonders ausgeprägt.
- Bei den geflüchteten Personen aus Syrien trifft dieses Muster nur auf das Jahr 2015 zu, als 14.592 männliche, jedoch nur 8.018 weibliche Syrer/innen nach Österreich kamen. 2016 überwog der Anteil der Frauen jedoch, wobei der Frauenanteil 2016 insbesondere in der Altersgruppe der 30- bis 44-Jährigen besonders hoch war.

2.2 Familiäre Situation

Die familiäre Situation syrischer und afghanischer Asylwerber/innen und anerkannter Flüchtlinge in Österreich scheint insgesamt betrachtet von einer Reihe von Unterschieden geprägt zu sein. Personen – in erster Linie Männer – aus Afghanistan treten nicht nur deutlich seltener gemeinsam mit ihren Familien die Flucht an, sondern stellen auch wesentlich seltener Anträge auf Familienzusammenführung. Familiennachzug stellt also umgekehrt für Syrer/innen ein zentraleres Thema dar als für afghanische. So wird etwa im Integrationsbericht 2016 (Expertenrat für Integration des BMEIA: 33) darauf verwiesen, dass im Jahr 2015 insgesamt 74 % der Anträge auf Familiennachzug von Syrer/innen gestellt wurden, hingegen nur 8 % von Afghan/innen. Für das Jahr 2016 ergab eine parlamentarische Anfrage,⁸ dass insgesamt 9.494 Anträge eingelangt

ZUZUG AUS SYRIEN UND AFGHANISTAN, WANDERUNGSSTATISTIK (2015 + 2016)⁷

Abbildung 2

Jahr	Staats- angehörigkeit	Alter in 15-Jahres-Gruppen Geschlecht	Alter in 15-Jahres-Gruppen						Gesamt
			bis 14	15-29	30-44	45-59	60-74	75+	
2016	Afghanistan	männlich	1.811	5.320	785	225	95	11	8.247
		weiblich	1.145	1.414	528	250	70	6	3.413
	Syrien	männlich	2.160	1.201	582	245	56	6	4.250
		weiblich	1.958	1.466	1.044	279	32	11	4.790
2015	Afghanistan	männlich	2.954	9.104	1.645	357	116	13	14.189
		weiblich	2.017	2.016	850	332	89	12	5.316
	Syrien	männlich	3.733	6.339	3.434	949	126	11	14.592
		weiblich	3.081	2.572	1.778	467	102	18	8.018

Quelle: Statcube-Abfrage vom 20.9.2017

sind, wobei 6.928 von Personen aus Syrien und 816 von Personen aus Afghanistan gestellt wurden, was nahezu denselben Prozentsätzen entspricht.

Diese Familienzusammenführung kann nach aktueller Rechtslage (Stand: 18.12.2017) eine Person beantragen, die einen anerkannten Flüchtlingsstatus hat, das heißt Asylberechtigte/r („blaue Karte“) oder subsidiär Schutzberechtigte/r ist („graue Karte“). Nachgeholt werden können der/die Ehepartner/in und eigene minderjährige Kinder. Eltern können nur von minderjährigen Kindern nachgeholt werden.⁹ Die Situation dieser Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren, die sich ohne ihre Eltern auf der Flucht befinden und um Asyl ansuchen, verdient eine besondere Beachtung: 2015 wurden von der EU 88.000 Asylanträge von unbegleiteten Minderjährigen (darunter 9 % weibliche) registriert, 9,4 % dieser Anträge wurden in Österreich gestellt. Im Jahr 2015 betrug der Anteil afghanischer Jugendlicher 51 %. Syrische Jugendliche folgten erst mit deutlichem Abstand (16 % aller Anträge von unbegleiteten Minderjährigen). Insgesamt kann die Schlussfolgerung gezogen werden,

dass insbesondere junge männliche Afghanen in Österreich offenkundig in wesentlich geringerem Ausmaß in familiäre Kontexte eingebunden sind als syrische, sie können also auch deutlich seltener auf familiäre Ressourcen zurückgreifen.

⁷ Wanderungen mit dem Ausland (Zuzüge bzw. Wegzüge) sind Hauptwohnsitzverlegungen über die Grenzen von Österreich hinweg. Dabei gilt eine Mindestaufenthaltsdauer (aufrechte Hauptwohnsitzmeldung) von 90 Tagen, d. h. die Wanderungsstatistik erfasst nur Zu- und Wegzüge von Personen, die mindestens 90 Tage in Österreich einen Hauptwohnsitz gemeldet haben.

⁸ Vgl. https://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXV/AB/AB_12069/imfname_63811.pdf (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

2.3 Familienbeziehungen im Kontext von Flucht und Migration

Insbesondere im Fluchtkontext stellen familiäre Beziehungen eine wesentliche Ressource dar, um den Akkulturationsstress, der neben möglicherweise traumatischen Erfahrungen im Herkunftsland sowie im Zuge der Flucht eine zusätzliche psychische Belastung bedeutet, zu bewältigen und so eine Grundlage für die Fähigkeit und Bereitschaft zur Integration zu schaffen. Zu berücksichtigen ist auch, dass die Bedingungen, unter denen die Flucht stattfindet, häufig mit existenziellen Erfahrungen von Tod und Gewalt verbunden sind, und die Bewältigung dieser Erlebnisse als Familie ein starkes emotionales Bindeglied über die biologisch begründete Verbundenheit hinaus darstellt.

Es kann davon ausgegangen werden, dass in den Herkunftsländern vieler Migrant/innen, insbesondere jenen von Asylwerber/innen, aufgrund mangelhaft ausgebauter sozialstaatlicher Systeme familiäre Beziehungen eine unverzichtbare Funktion im Hinblick auf die soziale und materielle Absicherung innehaben. Dies bedingt eine gegenseitige Abhängigkeit und ein Aufeinander-Verwiesen sein, was die Bedeutung von Individualität und Autonomie in den Hintergrund treten lässt. Dazu kommt noch, dass Migration im Zusammenhang mit Flucht häufig mit einem ungesicherten Aufenthaltsstatus einhergeht und im Falle der (erzwungenen) Rückkehr wiederum auf die generationsbasierten Sicherungssysteme des Heimatlandes und nicht auf staatliche Versicherungsleistungen zurückgegriffen werden muss. Unter diesem Blickwinkel stellen Familienbeziehungen im Heimatland ebenso eine unverzichtbare Ressource dar, die über den rein emotionalen Gehalt hinausgeht (vgl. Nauck 2004: 102).

Was die Beziehung zwischen unterschiedlichen Generationen betrifft, erscheinen Kinder öfters als „privilegierte Vermittler“ (Camilleri 1996) zwischen ihren Eltern und der Gesellschaft im Aufnahmeland. Sie können die Integration der Eltern vorantreiben. Eine Schlüsselrolle

spielt dabei die Sprache bzw. im Kontext des Spracherwerbs vor allem auch die Schule, in der Kinder sich die Sprache des Herkunftslandes aneignen. Die Sprache fungiert als transkultureller Erfahrungsraum, der auf den Prozess der sozialen Integration sowohl der Eltern als auch der Kinder einwirkt (vgl. Leuzinger-Bohleber et al. 2016). Dieses Phänomen der (Schul-)Kinder als innerfamiliäre Vermittler zwischen Eltern und gesellschaftlichen Institutionen des Aufnahmelandes kann als ein Beispiel dafür gelten, wie Familie als Integrationsfaktor wirken kann.

Einen wichtigen Indikator im Hinblick auf Form und Ausmaß an Integration nehmen Partnerwahl und Eheschließungen ein. Nauck (2004: 103) bezeichnet dies als wichtige „strategische Entscheidung“ von Angehörigen von Migranten-Minoritäten beim Eingliederungsverhalten im Generationenzusammenhang. Zu beachten ist jedoch, dass neben individuellen Präferenzen auch die jeweiligen Gelegenheitsstrukturen eine bedeutende Rolle spielen. Ein massiver „Männerüberhang“ einzelner Nationalitäten und/oder Ethnien im Aufnahmeland, wie er unter anderem im Fluchtkontext häufig ist (Beispiel: Afghanistan), stellt eine Einschränkung im Hinblick auf die Partnerwahl innerhalb der eigenen Gruppe dar. Was interethnische Partnerschaften betrifft, spielen wiederum Faktoren wie das soziale Prestige der ethnischen Gruppe sowie die wahrgenommene kulturelle Nähe bzw. Distanz zur eigenen Kultur eine wichtige Rolle (vgl. Pagnini & Morgan 1990). Befunde auf Basis des deutschen Mikrozensus (vgl. Weick 2001) legen darüber hinaus den Schluss nahe, dass die Wahrscheinlichkeit für ausländische Männer, eine Frau aus dem Aufnahmeland zu heiraten, mit dem Bildungsgrad erheblich steigt. Insgesamt kann aus

9 [Quelle: www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/321/Seite.3210003.html](http://www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/321/Seite.3210003.html) (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

10 http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/2016/05/31/zahl-der-minderjaehrigen-fluechtlinge-steigt/ (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

diesen Befunden abgeleitet werden, dass gering gebildete Männer aus Ländern, die durch eine hohe Zahl an männlichen Geflüchteten geprägt sind und die zudem große kulturelle Unterschiede zum Aufnahmeland aufweisen, am „Partnermarkt“ mehrfach massiv benachteiligt sind. Die damit verbundenen Konflikte und Frustrationen sind dabei als potenzielle Hürden für eine gelingende Integration in Betracht zu ziehen.

Widersprüchlich kann die Rolle von Familie – gerade bei Geflüchteten aus Ländern mit patriarchalischer Familientradition – dann werden, wenn familiäre und verwandtschaftliche Beziehungen als Eingliederungsalternative angesehen werden und alle sozialen Kontakte innerhalb des Verwandtschaftsnetzes stattfinden. So besteht die Gefahr, dass extensive familiäre Kontakte eine Vielzahl sozialer Bedürfnisse absorbieren und ein in Konkurrenz zur Aufnahmegesellschaft stehendes Institutionensystem zur Bewältigung alltäglicher Probleme darstellen. Dadurch kommt es seltener zu Kontakten mit Mitgliedern der Aufnahmegesellschaft, wodurch sich die Häufigkeit assimilativer Handlungen und die Übernahme von Werten der Aufnahmegesellschaft vermindert. Wie Nauck (2004) beschreibt, kann eine stark familialistische Orientierung demnach auch zu einem Hemmnis für die Integration von migrierten Familien werden und in weiterer Folge die Statusmobilität der zweiten Generation erschweren.

2.4 Geschlechterverhältnisse und Partnerschaft

Mit dem Verhältnis der Geschlechter zueinander, der Rolle und Position der Frau in der Gesellschaft und der Frage nach Gleichberechtigung ist jener Themenkomplex angesprochen, der im Hinblick auf die Integration von Migrant/innen mit muslimischem

Hintergrund als einer der zentralen Knackpunkte erachtet wird. Dies ergibt sich nicht zuletzt aus dem Umstand, dass diese Herkunftsländer – Syrien und Afghanistan stellen hier keine Ausnahme dar – zumeist durch ausgeprägte Geschlechtersegregation und Rollenzuschreibungen gekennzeichnet sind, die westlichen Vorstellungen und Idealen über das Zusammenleben der Geschlechter zuwiderlaufen (vgl. z. B. Roggenthin 2002).

Eine Möglichkeit, Geschlechterverhältnisse in einem Land im Sinne von Gleichheit bzw. Ungleichheit zu erfassen, besteht in der Anwendung von Messinstrumenten, die auf Basis verschiedener Indikatoren (z. B. Arbeitsmarktpartizipation von Männern und Frauen) Länder im Rahmen eines Rankings miteinander vergleichen. Ein Beispiel dafür stellt der sogenannte Gender Inequality Index (GII)¹¹ dar, der vom United Nations Development Programme als Teil des Human Development Index berechnet wird und die Stellung von Frauen in den folgenden drei Bereichen misst: (1) Müttersterblichkeit und Anteil von Geburten bei jungen Frauen (reproduktive Gesundheit), (2) Anteil von Frauen in Parlamenten und Anteil von Frauen mit mindestens Sekundarschulabschluss (Teilhabe) und (3) Arbeitsmarktpartizipation von Frauen (wirtschaftlicher Status).

In der nachfolgenden Abbildung sind die Werte der drei Länder Österreich, Syrien und Afghanistan für das Jahr 2015 im Vergleich dargestellt. Auf den ersten Blick ist ersichtlich, dass sowohl Syrien als auch Afghanistan unter insgesamt 159 Ländern einen der hintersten Ränge einnehmen. Während Syrien auf Rang 133 liegt, lässt Afghanistan lediglich fünf (vorwiegend afrikanische) Länder hinter sich. Österreich konnte sich hingegen im Jahr 2015 auf Platz 14 einreihen.

Was die reproduktive Gesundheit betrifft, so weist Afghanistan von den drei Ländern mit Abstand die höchste Müttersterblichkeit auf. Zudem liegt die Geburtenrate bei jungen Frauen in diesem Land rund zehnmals so hoch wie in Österreich, während sich Syrien in etwa in der Mitte zwischen diesen beiden Ländern einreicht. Die Müttersterblichkeit konnte

GENDER INEQUALITY INDEX: ÖSTERREICH, SYRIEN UND AFGHANISTAN IM VERGLEICH

Abbildung 3

	Reproduktive Gesundheit					Teilhabe				Wirtschaftlicher Status	
	GII-Rang (von 159)	Müttersterblichkeit (Todesfälle pro 100.000 Lebendgeburten)		Geburtenrate bei jungen Frauen (Geburten pro 1.000 bei Frauen von 15–19 Jahren)		Sitze im Parlament (Frauenanteil in %)		Bevölkerung mit zumindest Sekundar- schulbildung ¹² (in %; 25+ Jahre)		Arbeitsmarkt- partizipation (in Prozent, 15 Jahre und älter)	
		2015	2015	2003–2008	2015	1990–2008	2015	2008	Frauen 2005–2015	Männer 2005–2015	Frauen 2015
ÖST.	14	4	4	7,1	12,8	30,3	26,6	98,7	99,2	54,7	66,0
SYR.	133	68	130	39,4	61,1	12,4	12,4	34,8	43,4	12,2	70,8
AFGH.	154	396	1.800	74,0	121,3	27,4	25,9	8,8	35,4	19,1	83,6

Quelle: <http://hdr.undp.org/> (HDR-Reports 2016 und 2010); eigene Darstellung: Österreichisches Institut für Familienforschung

allerdings sowohl in Syrien als auch in Afghanistan im Vergleich zur Erhebungsperiode 2003–2008 deutlich verringert werden, während Österreich auf dem sehr niedrigen Wert verblieben ist. Die Geburtenrate bei jungen Frauen ist hingegen in allen drei Ländern gesunken.

Interessant ist, dass die politische Teilhabe, ausgedrückt durch den Frauenanteil im Parlament, sich zwischen 2008 und 2015 in allen drei Ländern nur geringfügig verändert hat, wobei Afghanistan mit 27,4 % ähnlich abschneidet wie Österreich mit 30,3 %. Allerdings dürfte dieser Indikator die faktische Gleichstellung von Mann und Frau in einem Land nur sehr unzureichend widerspiegeln¹³.

Was den wirtschaftlichen Status von Frauen betrifft, kann dieser u. a. am Ausmaß der Partizipation am Arbeitsmarkt abgelesen werden. Sowohl Syrien als auch Afghanistan zeichnen sich dabei durch eine sehr niedrige weibliche Erwerbsquote aus, was auf wirtschaftliche Nachteile für die weibliche Bevölkerung verweist. Anzumerken ist, dass hier aus Gründen der Vergleichbarkeit die Gesamtbevölkerung ab 15 Jahren in die Berechnung der Arbeitsmarktteilnahme einbezogen wurde, da in den beiden Herkunftsländern der Asylwerber/innen keine Pensionsgrenze wie

in Österreich existiert¹⁴. Aus der stark abweichenden Altersstruktur (Altersmedian 2016: Österreich: 43,8 Jahre; Syrien: 24,1 Jahre; Afghanistan: 18,6 Jahre)¹⁵ ergibt sich hier eine Verzerrung.

Ein (weiterer) wesentlicher Aspekt, der ungleiche Machtverhältnisse zuungunsten der weiblichen Bevölkerung zum Ausdruck bringt, jedoch im Rahmen des Gender Inequality Index nicht berücksichtigt wird, betrifft (häusliche) Gewalt. Laut Amnesty International (2011) ist ein Drittel der Frauen in Syrien von häuslicher Gewalt betroffen. Zudem sah das syrische Strafgesetz mildere Strafen für Mord und andere Gewaltverbrechen an Frauen vor, wenn sie aus Gründen der „Familienehre“ begangen wurden.¹⁶ Was die Entwicklung der vergangenen Jahre betrifft, ist wohl tendenziell von

¹¹ Vgl. <http://www.equalpay.wiki/Indizes> (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

¹² Nicht notwendigerweise abgeschlossen: „Percentage of the population ages 25 and older that has reached (but not necessarily completed) a secondary level of education“ (HDI-Report 2016: 217)

einer weiteren Verschlechterung der Situation syrischer Frauen auszugehen. So begünstigen einerseits Krieg und Flucht grundsätzlich Gewalterfahrungen aller Art, zum anderen tritt häusliche Gewalt nach Angaben der Caritas verstärkt in Familien auf, die von bewaffneten Konflikten, Flucht und extremer materieller Not betroffen sind.¹⁷

In Afghanistan sind die gleichen Rechte von Männern und Frauen auf Gesundheit, Bildung und körperliche Unversehrtheit in der Verfassung verankert, werden in der Realität jedoch nur unzureichend umgesetzt. Häusliche Gewalt gegen Frauen ist die Regel und wird – auch oder gerade von den Frauen selbst – kaum hinterfragt. So gab in einer Studie des afghanischen Gesundheitsministeriums aus dem Jahr 2015 (Central Statistics Organization et al. 2017) mehr als die Hälfte der verheirateten Frauen im Alter von 15 bis 49 Jahren an, seit dem Alter von 15 Jahren Gewalterfahrungen gemacht zu haben, 31 % hatten physische Gewalt innerhalb der letzten 12 Monate erlebt. 61 % der Frauen mit Gewalterfahrungen hatten niemals Hilfe gesucht oder jemandem davon erzählt. Weiters erbrachte diese Studie das bemerkenswerte Resultat, dass 80 % der Frauen gegenüber 72 % der Männer dem Mann das Recht zusprachen, seine Frau aus einem von fünf vorgegebenen Gründen zu schlagen. Die höchste Zustimmung erhielt die Begründung „(Frau) geht aus, ohne es ihm mitzuteilen“ (67 % der Frauen und 61 % der Männer stimmten zu). Dabei nahm die Akzeptanz bei beiden Geschlechtern mit steigender Bildung ab.

Vor diesem Hintergrund der offenkundigen Ungleichheit der Geschlechter in den Herkunftsländern erscheint es naheliegend, auf entsprechende Einstellungen und Vorbehalte gegenüber Gleichheitsbestrebungen zu schließen. Dennoch weisen verschiedene Erhebungen darauf hin, dass ein Bewusstsein für die grundsätzliche Gleichstellung der Geschlechter bei einem Großteil der Asylwerber/innen und Asyl- bzw. subsidiär Schutzberechtigten gegeben ist (Akademie der Wissenschaften 2017; Filzmaier & Perlot 2017; Buber-Ennser 2016). Neben der sozialen Erwünschtheit als Einflussfaktor auf das Antwortverhalten kann in diesem Zusammenhang (gemeinsam mit Buber-Ennser 2016: 18) auch auf Studienergebnisse verwiesen werden, die darauf hindeuten,

dass Eingewanderte im Laufe der Zeit dazu tendieren, ihre Einstellungen zu Geschlechterbeziehungen an die Standards des Aufenthaltslandes anzupassen, ohne dass damit eine Abkehr von ihrem religiösen Glauben verknüpft sein muss (vgl. Röder & Mühlau 2014; Norris & Inglehart 2012).

¹³ So weisen einige Länder, die sehr weit vorne gereiht sind, einen geringen Frauenanteil im Parlament auf (z. B. Irland: GII-Rang: 26; Frauenanteil im Parlament: 19,9 %), während in einigen Ländern mit sehr niedrigem GII-Score ein hoher Frauenanteil gegeben ist (z. B. Mosambik: GII-Rang: 139; Frauenanteil im Parlament: 39,6 %).

¹⁴ Laut nationaler Definition der Statistik Austria wird die Erwerbstätigenquote der 15- bis 64-Jährigen berechnet.

¹⁵ Vgl. <https://www.cia.gov/library/publications/resources/the-world-factbook/> (zuletzt geprüft am 8.5.2018)

¹⁶ Vgl. <https://www.amnesty.de/jahresbericht/2011/syrien> (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

¹⁷ Vgl. <https://www.caritas.at/auslandshilfe/katastrophenhilfe-humanitaere-hilfe/laender-brennpunkte/syrien/> (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

2.5 Bildung und Erwerb

Was die Ausbildung und Arbeitsmarktpartizipation im Vergleich zu Österreich betrifft, gilt Folgendes: In Österreich haben nahezu 100 % der österreichischen Bevölkerung eine Sekundarschulausbildung zumindest teilweise absolviert. In Syrien und Afghanistan hingegen trifft das für deutlich weniger als die Hälfte der Bevölkerung zu, wobei insbesondere der extrem niedrige Bildungsgrad afghanischer Frauen ins Auge sticht. Die Arbeitsmarktpartizipation wiederum liegt von Männern in Syrien und Afghanistan höher als in Österreich, was aber vornehmlich auf die oben beschriebene unterschiedliche demografische Struktur zurückzuführen ist. Während in Österreich laut der hier verwendeten Definition immerhin 54,7 % der Frauen (wenn auch in unterschiedlichem Stundenausmaß, welches deutlich unter jenem der Männer liegt) in den Arbeitsmarkt integriert sind, stellt die Erwerbsbeteiligung von Frauen in Syrien und Afghanistan eher die Ausnahme dar.

Etwas anders stellt sich die Situation dar, wenn man den Bildungsstand syrischer und afghanischer anerkannter Flüchtlinge¹⁹ zu jenem der österreichischen Gesamtbevölkerung in Bezug setzt (vgl. Abbildung 5). Obgleich es sich bei den Befragten aus Syrien und Afghanistan

lediglich um eine bestimmte, nicht repräsentative Subgruppe aller in Österreich im Jahr 2015 zugezogenen Personen aus diesen beiden Ländern handelt und ein direkter Vergleich zur österreichischen Bevölkerung streng genommen nicht möglich ist, lassen sich dennoch grundlegende Tendenzen ablesen.

So sind einerseits sehr niedrige (bzw. gar keine) Bildungsabschlüsse in der Gruppe der Flüchtlinge wesentlich häufiger vorzufinden (die Hälfte der afghanischen Flüchtlinge besitzt maximal Grundschulausbildung), andererseits verfügen insbesondere Syrer/innen über ein hohes Bildungsniveau. Aber auch afghanische Flüchtlinge sind wesentlich besser gebildet als die Bevölkerung in ihrem Herkunftsland. Während in Österreich 30 % der Afghan/innen nie eine Schule besucht haben, gilt dies in Afghanistan für 80 % der Bevölkerung. Hier kommt in deutlicher Weise der Umstand zum Tragen, dass die Flucht nach Österreich/Europa vor allem aufgrund der hohen finanziellen Belastungen, die damit verbunden sind, primär der vergleichsweise gebildeten und besser gestellten Bevölkerung möglich ist.²⁰ Allerdings konnte in der Studie der Akademie der Wissenschaften (2017: 45) festgestellt werden, dass nach den Eigenangaben der Befragten der Bildungsgrad asylberechtigter Personen deutlich höher lag als jener, deren Verfahren noch nicht abgeschlossen war.

AUSBILDUNG UND ARBEITSMARKTPARTIZIPATION IN ÖSTERREICH, SYRIEN UND AFGHANISTAN

Abbildung 4

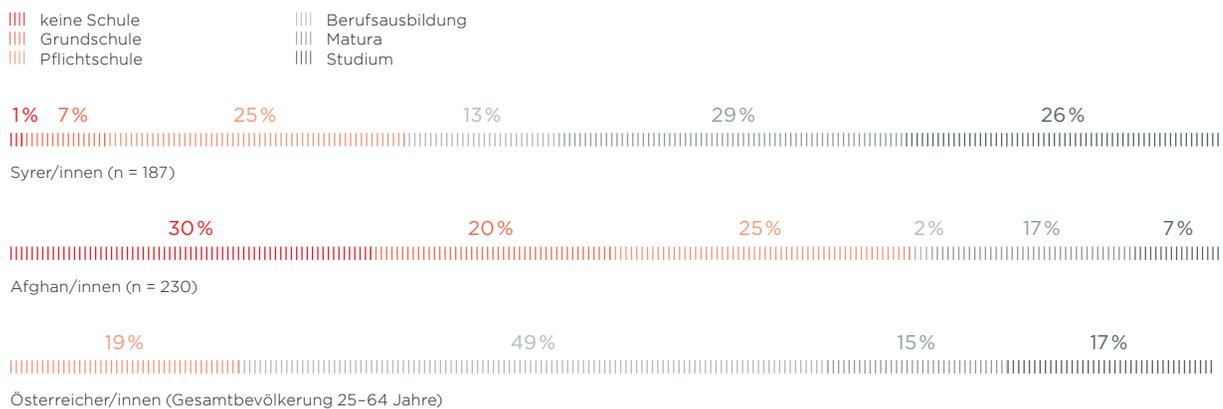
	Bevölkerung mit zumindest Sekundarschulausbildung ¹⁸ (in %; 25 Jahre und älter)		Arbeitsmarktpartizipation (in %, 15 Jahre und älter)	
	Frauen 2005–2015	Männer 2005–2015	Frauen 2015	Männer 2015
Österreich	98,7	99,2	54,7	66,0
Syrien	34,8	43,4	12,2	70,8
Afghanistan	8,8	35,4	19,1	83,6

Quelle: <http://hdr.undp.org/> (HDR-Reports 2016 und 2010); eigene Darstellung; Österreichisches Institut für Familienforschung

HÖCHSTE ABGESCHLOSSENE SCHULBILDUNG VON SYRER/INNEN, AFGHAN/INNEN, ÖSTERREICHER/INNEN IN ÖSTERREICH (2015)²¹

Abbildung 5

in % (Rundungsdifferenzen möglich.)



Quelle: www.ams.at/_docs/Pressekonferenz-Asylberechtigte-auf-Jobsuche-12-01-2016.pdf (für Syrer/innen und Afghan/innen) und www.statistik-austria.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/bildung_und_kulturbildungsstand_der_bevoelkerung/020912.html (für Österreicher/innen) (beide zuletzt geprüft am 23.1.2018)

Ungeachtet der Qualifikation von Flüchtlingen und Asylwerber/innen stellt die Sprache eine wesentliche Hürde insbesondere bei der Integration in den Arbeitsmarkt dar. Dies korrespondiert auch mit dem Ergebnis der Studie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (2017), in der das Beherrschen der deutschen Sprache von den Asylwerber/innen selbst als wichtigster Faktor für die Integration eingeschätzt wird. 90,1 % der befragten Afghan/innen betrachteten ihre geringen Deutschkenntnisse als wichtige Integrationsbarriere (ÖAW 2017: 65), ebenso 86,5 % der Syrer/innen (ebd.).

knapp 99,7 %, in Syrien 87 %), die meisten davon wiederum gehören der sunnitischen Glaubensrichtung an. In Syrien sind zudem 10 % Christen, die Anteile anderer religiöser Minderheiten sind in beiden Ländern gering, vor allem aber in Afghanistan (CIA World Factbook; Zahlen für 2017).²²

2.6 Religion und Werthaltungen

Syrien und Afghanistan sind islamisch geprägte Gesellschaften. Eine große Mehrheit der Bevölkerung hat die muslimische Religionszugehörigkeit (in Afghanistan

¹⁸ Nicht notwendigerweise abgeschlossen: „Percentage of the population ages 25 and older that has reached (but not necessarily completed) a secondary level of education. (HDI-Report 2016: 217)

¹⁹ Datengrundlage: Befragung von 187 syrischen und 230 afghanischen anerkannten Flüchtlingen durch das AMS im Rahmen von sogenannten Kompetenzchecks (vgl. http://www.ams.at/_docs/Pressekonferenz-Asylberechtigte-auf-Jobsuche-12-01-2016.pdf (zuletzt geprüft am 23.1.2018))

²⁰ Vgl. auch <https://derstandard.at/2000052798670/Was-ueber-die-Bildung-der-Fluechtlinge-aus-2015-bekannt-ist> (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

²¹ Syrische und afghanische Stichprobe: anerkannte Flüchtlinge, befragt im Rahmen des Kompetenzchecks des AMS

²² Vgl. <https://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/geos/af.html> (zuletzt geprüft am 18.1.2018) und <https://www.cia.gov/library/publications/the-world-factbook/geos/sy.html> (zuletzt geprüft am 18.1.2018)

Verschiedene Untersuchungen weisen eine deutliche Verbindung zwischen Religiosität (von Muslimen) und einem konservativen, wenig toleranten und offenen Weltbild nach, das insbesondere westlichen Grundwerten wie der Gleichberechtigung der Geschlechter kritisch gegenübersteht. So ist etwa Religiosität mit einer höheren Zustimmung zur Geschlechtersegregation (Österreichische Akademie der Wissenschaften 2017: 36) und mit einer geringeren Zustimmung zur Gleichberechtigung von Mann und Frau (Filzmaier & Perlot 2017: 31) verbunden. Demnach besteht bei sehr religiösen Personen eine geringere Bereitschaft zur Integration als bei weniger religiösen, was sich beispielsweise darin zeigt, dass österreichische Lebensgewohnheiten ebenso wie interkonfessionelle Ehen stärker abgelehnt werden (Österreichische Akademie der Wissenschaften 2017: 31, 40).

Zahlen hinsichtlich der Ausprägung von Religiosität in Österreich lebender Muslim/innen divergieren sehr stark. Studien, die Personen aus Syrien und Afghanistan nach dem Grad ihrer Religiosität befragen, ergeben kein einheitliches Bild. So bezeichneten sich in einer Studie von Filzmaier (2017) 20 % der 128 befragten Afghan/innen sowie 32 % der 134 Syrer/innen als „sehr religiös“, während in der Studie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (2017) zwar die Afghan/innen (n=325) mit 23,5 % vergleichbare Angaben machten, die Syrer/innen mit lediglich 2,8 % (n=397) aber extrem abwichen. Buber-Ennser et al. (2016) ließen eine Einschätzung der persönlichen Religiosität auf einer zehnstufigen Skala vornehmen, mit dem Ergebnis, dass sich der überwiegende Teil im mittleren Bereich einordnete. Eine aktuelle Studie von Aslan et al. (2017) weist zudem darauf hin, dass hohe Religiosität keinesfalls zwingend mit der Ablehnung von westlichen Werten und mangelnder Integrationsbereitschaft in Zusammenhang stehen muss.

Einen besonderen Stellenwert im Rahmen der religiösen (muslimischen) Alltagspraxis nehmen Bekleidungs Vorschriften ein, wobei insbesondere die „Kopftuchfrage“ im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Dabei zeigt sich in verschiedenen Studien, dass hohe Religiosität nicht unbedingt mit dem Bestehen auf Einhaltung

religiöser Verhüllungsgebote bzw. auch der konkreten Umsetzung dieser Vorschriften (d. h. Tragen des Kopftuchs) einhergehen muss. So erbrachte die Studie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (2017) eine geringe Relevanz persönlicher Religiosität für die Einhaltung religiöser Verhüllungsgebote: Zwar äußerten sich 42,5 % der sehr religiösen Befragten diesbezüglich positiv, bei jenen, die sich als nicht religiös bezeichneten, lag die Zustimmung mit 54,9 % jedoch sogar darüber. Zudem wurden Bekleidungs Vorschriften von den befragten Afghan/innen wesentlich häufiger abgelehnt als von Syrer/innen (34,1 % versus 2,6 %),²³ obgleich sich die befragten Afghan/innen als wesentlich religiöser einschätzten (vgl. weiter oben).

2.7 Integrationsbegriff

Mitunter wird Integration als ein Anspruch an die Geflüchteten im Sinne einer Assimilation verstanden, also als einseitige Anpassung einer Minderheitenkultur an eine Mehrheitskultur. Gemäß Zick (2010) stellen Assimilation ebenso wie Integration jedoch lediglich zwei von mehreren Akkulturationsstrategien dar, also verschiedene Wege, sich mit einer neuen (kulturellen) Umwelt auseinanderzusetzen und sich diese anzueignen. Während Assimilation also letztendlich die weitgehende Aufgabe der eigenen kulturellen Identität zugunsten jener des Aufnahmelandes zum Ziel hat, zielt Integration darauf ab, diese beiden Welten miteinander in Einklang, in Balance zu bringen (Zick 2010: 63).

²³ Im Gesamtsample betrug die Ablehnung 13,3 %.

Ein etwas anderer Fokus wird im Nationalen Aktionsplan für Integration gelegt. Demnach zielt Integration „(...) auf die Partizipation an wirtschaftlichen, sozialen, politischen und kulturellen Prozessen sowie auf die Einhaltung der damit verbundenen Pflichten ab“. Integration wird dabei als „ein individueller ebenso wie ein gesellschaftlicher Prozess“, verstanden, „der durch eigenverantwortliches Engagement sowie durch staatliche Rahmenbedingungen permanent zu gestalten ist.“ (Nationaler Aktionsplan für Integration 2010: 3)

Um den Grad an Integration von Migrant/innen zu fassen, schlägt Heinisch (2017: 2) eine fünfstufige Skala vor, die sich im Wesentlichen jedoch auf die Integrationsbestrebungen und -leistungen der Migrant/innen bezieht und die Rolle der Aufnahmegesellschaft in den Hintergrund stellt:

- Segregation: prinzipielle Ablehnung der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Werte
- Strukturelle Integration oder Distanzierung: Aneignung von Sprache und wesentlichen Strategien zur ökonomischen Integration bei weitgehender Distanzierung von (oder auch Gleichgültigkeit gegenüber) der Mehrheitsgesellschaft
- Kognitive Integration oder Akzeptanz: Akzeptanz von Staat und pluralistischer Gesellschaft, Aneignung von praktischem Wissen, Kompetenzen für die soziale Interaktion über die eigene Gruppe hinaus, (zumindest passive) Pflege sozialer Kontakte außerhalb der eigenen Gruppe
- Soziale Integration: aktiver Aufbau und Pflege sozialer Beziehungen über die Grenzen der eigenen Gruppe hinaus
- Identifikation: emotionale/psychische Verbundenheit mit der Aufnahmegesellschaft

3 Studiendesign der empirischen Erhebung

DIE HAUPTFORSCHUNGSFRAGE LAUTET, INWIEWEIT BIOGRAFISCHE ERFAHRUNGEN, GELEBTE FAMILIENBEZIEHUNGEN UND FAMILIENRELEVANTE WERTHALTUNGEN DIE INTEGRATION VON GEFLÜCHTETEN FÖRDERN BZW. HEMMEN, KURZ: (INWIEWEIT) KANN FAMILIE EIN INTEGRATIONSFAKTOR SEIN?

Die Studie wurde in einem methodisch qualitativen Design konzipiert. Zur Beantwortung der Forschungsfrage wird die Erlebenswelt der geflüchteten Menschen aus Afghanistan und Syrien aus deren Sicht dargestellt, interpretiert und analysiert. Die Methodik folgt dem interpretativen Paradigma in den Traditionen der Verstehenden Soziologie Max Webers und des Symbolischen Interaktionismus, dessen Blick das Erleben der Akteure und deren subjektive Deutung in den Mittelpunkt stellt (Blumer 1979; Lamnek 2005: 33).

Um sich der Forschungsfrage zu nähern, wurden die folgenden forschungsleitenden Fragestellungen formuliert, die in die Konzeption des Erhebungsinstruments (Leitfaden) eingeflossen sind:

- Wie sieht die aktuelle Lebenssituation der Geflüchteten aus und wie gestaltet sich dabei vor allem ihr Familienleben?
- Welche Bedeutung hat Familie?
- Wie werden Geschlechterbeziehungen und -rollen gelebt und welche Einstellungen werden sichtbar bzw. kommuniziert?
- Wie gestaltet sich die Partnerwahl? Welche Erwartungen hat man an eine Partnerschaft?

- Welche Erfahrungen und Werthaltungen gibt es in Bezug auf die Kindererziehung?
- Welche Bedeutung hat die jeweilige Religion der Geflüchteten in ihrem Lebensalltag?
- In welchen Lebensbereichen erleben die Geflüchteten ihre eigene Familie als unterstützend, in welchen Bereichen als hemmend?

Als Datenerhebungsinstrument wurden leitfadengestützte Fokusgruppen gewählt. Das sind Gruppendiskussionen, bei denen die Gesprächspartner/innen (auch: Erzählpersonen) abwechselnd zu Wort kommen und sich zu Themen und Fragen äußern, die stichwortartig auf dem entworfenen Leitfaden notiert sind. Die Fokusgruppen wurden geschlechtergetrennt, nach Herkunftsland und in zwei Altersgruppen (bis Mitte 20 Jahre / älter) angelegt, so dass insgesamt acht Fokusgruppen stattgefunden haben.

Der Feldeintritt fand im Juni 2017 mit der ersten Fokusgruppe statt. Die Fokusgruppen wurden jeweils von zwei Interviewer/innen durchgeführt. Es wurde darauf geachtet, dass in den Frauengruppen nur Frauen interviewt haben, in den Männergruppen bestand das Zweierteam aus einem Mann und einer Frau.

Da die Erzählpersonen in den meisten Fällen erst seit Kurzem in Österreich sind, wurden sie durch Einbeziehung einer vorher eingeschulten Dolmetscherin (Frauengruppen) bzw. eines eingeschulten Dolmetschers (Männergruppen) in ihrer Muttersprache interviewt.

Alle Gespräche wurden unter Zustimmung der Erzählpersonen digital aufgezeichnet und später wörtlich transkribiert. Die Erzählpersonen wurden darauf hingewiesen, dass ihre Daten (wörtliche Zitate) nur anonymisiert verwendet werden. Dazu wurden sie gebeten, am Ende des Interviews selbst ein Pseudonym auszuwählen. Weitere Eigennamen, wie z. B. Ortsnamen, sofern sie eher Rückschlüsse auf eine konkrete Person zulassen (z. B. kleine Dörfer), wurden ebenfalls anonymisiert.

Die Auswertung der Interviews wurde als themenbasierte Inhaltsanalyse durchgeführt. Die Entwicklung des Kategoriensystems und die Zuordnung der Codes und Subcodes wurden unter Zuhilfenahme der Software maxqda vorgenommen. Darunter ist zu verstehen, dass alle transkribierten Interviews auf die in den forschungsleitenden Fragestellungen enthaltenen Themen sowie auf weitere dominante Themen durchsucht, deren manifeste und latente Inhalte miteinander verglichen wurden und darauf aufbauend ein themenbasiertes System entwickelt wurde, das es erlaubt, die Vielfalt der Erfahrungen, Einstellungen und deren Interpretation sinnvoll geordnet darzustellen. Die Textinterpretation ist die Essenz qualitativer Forschung. Im Sinne des interpretativen Zugangs werden die Interviewausschnitte nicht nur illustrierend wiedergegeben (was hat die Person gesagt?), sondern es werden Zusammenhänge und tiefere Strukturen in deutender Weise formuliert („es scheint so, dass ...“).

Insgesamt wurden 31 Personen interviewt, davon 19 Männer und 12 Frauen. Das kleine Geschlechterungleichgewicht liegt daran, dass zu den Fokusgruppen mehr Männer als Frauen erschienen sind. Die Teilnahme war freiwillig, eingeladen wurde immer die gleiche Zahl, ca. sieben bis neun Personen pro Fokusgruppe. Die größte Gruppe stellte jene mit den syrischen jungen Männern, hier kamen sieben, wohingegen an der Fokusgruppe für syrische junge Frauen nur zwei teilnahmen.

STAATSANGEHÖRIGKEIT UND GESCHLECHT DER ERZÄHLPERSONEN

Abbildung 6

	Afghanistan	Syrien	gesamt
Frauen	5	7	12
Männer	9	10	19
gesamt	14	17	31

Quelle: Studie Integrationsfaktor Familie

Die befragten Personen (siehe auch Anhang) aus Syrien und Afghanistan sind zwischen 15 und 52 Jahre alt und leben unterschiedlich lange in Österreich, nämlich zwischen zwei Monaten und bereits fünf Jahren. Insofern unterscheiden sie sich darin, ob sie bereits einen Aufenthaltstitel haben oder nicht.

Die interviewten Erzählpersonen sind in einem Alter, in der sie zwei der drei Familienphasen abdecken: die vor-elterliche und die elterliche Phase. In der nachelterlichen Phase, in der die eigenen Kinder bereits erwachsen sind und (alle) ein unabhängiges Leben führen, befindet sich noch keine/r der Interviewpartner/innen. Von den 31 Personen leben 19 in einer festen Partnerschaft, 13 davon sind verheiratet. Nicht alle leben mit ihren Partner/innen gemeinsam in Österreich, sondern manche haben (noch) eine „Fernbeziehung“. Jene Männer, die verheiratet sind, wollen ihre Frau im Zuge der Familienzusammenführung nachholen. Bei den sehr jungen Befragten wurde mitunter die „erste Liebe“ mit der Flucht zurückgelassen. 14 Erzählpersonen haben Kinder. Zwei Frauen sind geschieden, eine hat sich noch in Syrien scheiden lassen, eine andere erst, als sie bereits in Österreich war.

4 Ergebnisse

DIE FOLGENDEN KAPITEL STELLEN DIE ERGEBNISSE DER INTERPRETATION DER QUALITATIVEN INTERVIEWS DAR. SIE BESCHÄFTIGEN SICH JEWEILS MIT DEN ERFAHRUNGEN DER ERZÄHLPERSONEN, BEVOR AM ENDE DES GESAMTBERICHTS ANALYSIERT WIRD, INWIEWEIT DAS SYSTEM FAMILIE JEWEILS INTEGRIEREND WIRKT ODER NICHT, DAS HEIßT, INWIEWEIT DIE POSITIV ERLEBTE TEILHABE AN GESELLSCHAFTLICHEN SYSTEMEN EHER VORANGETRIEBEN ODER GEHEMMT WIRD.

4.1 **Ankunft in Österreich: Familiensituation, Eindrücke, Kontakte**

Dieses erste Kapitel beschäftigt sich mit der Ankunft der Menschen aus Afghanistan und Syrien in Österreich und stellt ihre Familien- und Lebenssituation dar. Auch werden ihre ersten Eindrücke vom Aufnahme-land Österreich verdichtet dargestellt. Dieses Kapitel versteht sich somit als einleitende Zusammenschau jener Themen, die das Feld strukturieren und teilweise in den späteren Einzelkapiteln vertieft werden, besonders im Zusammenhang mit den Familien-, Generationen- und Geschlechterbeziehungen.

4.1.1 **Ankunft mit und ohne Familienangehörige**

In den Fokusgruppen berichten viele Personen vom Muster der etappenweisen Flucht als Kernfamilie, die meist von einem erwachsenen Mann in der Familie angeführt wird. Wenn die Familienzusammenführung rechtlich möglich ist, können die Familienangehörigen auf dem regulären Reiseweg einreisen. Meist flieht zunächst ein Familienvater mittleren Alters, der später seine Partnerin und, falls bereits vorhanden, seine Kinder nachholt. Besonders dort, wo der Familienvater fehlt oder körperlich beeinträchtigt ist, werden andere

Konstellationen gewählt. So macht sich zum Beispiel der erst 15-jährige Muhammad aus Syrien als Erster der Familie auf, denn sein Vater ist bereits verstorben. Als Minderjähriger kann er seine Mutter nachholen. Wer wann mit wem flüchtet, erlaubt erste Einblicke nicht nur in das kulturell dominante Verständnis von Familie (das männliche Familienoberhaupt als Anführer der Flucht), sondern auch in die aktuelle, individuelle Beschaffenheit des Familiensystems der hier interviewten Personen. Hier zeigt sich, wenn auch wenig überraschend, dass dort, wo Familie gerade entsteht (Phase der Partnersuche) oder zerbricht bzw. zerbrochen ist (Trennung, Tod), die Flucht anders stattfindet. Das heißt, Männer, die noch nicht verheiratet sind, flüchten zunächst allein, holen aber – so in zwei Fällen – eine Frau aus ihrem Herkunftsland nach, mit der sie vor der Flucht noch nicht verheiratet oder noch gar kein Paar waren; die rechtliche Institution Ehe wird als Fluchthilfe genutzt (genauer in Kapitel 4.2.3).

Dort, wo Partnerschaft zerbrochen ist, begeben sich Frauen eher alleine auf die Flucht. In unserer Stichprobe gibt es zwei junge Frauen, die alleine bzw. im Frauenverband (mit Schwester oder Mutter) nach Österreich fliehen, nachdem sie bereits geschieden sind. Eine weitere Frau initiiert die gemeinsame Flucht von ihr und ihrem Mann deshalb, weil sie sich von ihm in Österreich scheiden lassen möchte, denn dies, das weiß sie bereits, geht in Österreich leichter als in ihrem Herkunftsland Afghanistan, zumal dort die gemeinsamen Kinder wahrscheinlich ihrem geschiedenen Mann zugesprochen werden würden. Die Flucht aus dem Heimatland kann also die Familienstruktur nicht nur abbilden, sondern ist manchmal auch Katalysator dafür, um Familienbeziehungen, die ohnehin brüchig sind, endgültig aufzulösen.

Doch es werden durch die nicht gemeinsame Flucht vor allem Familien getrennt, und natürlich nicht nur die Kernfamilie. Während die österreichische Gesetzgebung den Familiennachzug für Ehepartner/in und minderjährige Kinder bzw. deren Eltern erlaubt, sind andere Familienbeziehungen nicht bevorzugt geschützt. So war in den Interviews besonders oft zu hören, dass erwachsene Kinder ihre Eltern zurücklassen mussten, weil diesen eine Flucht körperlich nicht

zuzumuten war. Gerade weil in den Heimatländern Krieg herrscht, ist oft die Sorge groß, wie es den Eltern geht. Zwar kann man telefonisch Kontakt halten, jedoch ist der Austausch nicht allumfassend möglich. Nicht alles, was zum Beispiel Bedrohungen im Heimatland betrifft, kann besprochen werden, weil Telefonate abgehört werden und man die Eltern nicht unnötig in Gefahr bringen möchte. Besonders die Situation, dass die Eltern der erwachsenen Kinder noch im Herkunftsland leben und nicht nach Österreich kommen können, ist für die Interviewpartner/innen oft belastend. Interessant ist die Formulierung der Interviewpartner/innen, die sagen, sie seien „allein“ nach Österreich gekommen, obwohl andere Verwandte dabei waren, wie zum Beispiel Cousins. Diese Formulierung des „ich bin allein“ lässt Rückschlüsse auf die Definition und Bedeutung der Familie zu. Für die hier interviewte Gruppe heißt es: Wer ohne Kernfamilie hergekommen ist, also – je nach Lebensphase – als minderjähriges Kind ohne Eltern, als Mutter/Vater ohne minderjährige Kinder oder ohne den/die (Ehe-)Partner/in, der definiert sich als „allein“ – selbst wenn andere Familienmitglieder dabei waren. Dieses Thema wird weiter unten vertieft.

4.1.2 Überraschendes an Österreich

Um zu erfahren, welche kulturellen Unterschiede die ankommenden Menschen als besonders stark wahrnehmen und wo deshalb im Hinblick auf Integration eventuell mit Herausforderungen zu rechnen ist, wurden die Interviewpartner/innen gefragt, was sie als „neu“ und überraschend erlebten, als sie nach Österreich kamen.

Einige Erzählpersonen beziehen sich in ihren Antworten auf eine gut und präzise funktionierende Infrastruktur des alltäglichen öffentlichen Lebens: Es wurden genannt die „Sauberkeit auf den Straßen“, „die Organisation“, die „Ordnung“. Manche erwähnten auch die öffentlichen Verkehrsmittel und die Organisation des Bildungswesens. Wird auf der einen Seite die Ordnung und reibungslose Organisation im öffentlichen Leben unterstrichen, bedeutet das für manche Erzählpersonen aber gleichzeitig, dass der Lebensstil „stressiger“ ist, weil man „immer pünktlich“ sein muss und „alles so präzise abläuft“. Besonders positiv bewertet wird dabei

auch der Kontakt mit den Behörden, der als frei von Hierarchien beschrieben wird, manches Mal im direkten Vergleich zum Heimatland:

Aki: „Wir kommen natürlich aus einem Kriegsgebiet und man kann sich ja vorstellen, wie es dort war. Und wie es dann ist, in Österreich anzukommen: Das ist ein großer Unterschied, ich sehe den auch in der Ordnung und in der Organisation. Und es ist auch keine Klassengesellschaft hier. Es ist alles auf einer Ebene, niemand ist besser als der andere, niemand ist mehr wert als der andere.“
(Syrrer, 32 Jahre, Int. 03: 115)

In die Beschreibung der positiv erlebten formalen Kommunikation reiht sich manchmal der Begriff des „Respekts“ ein („Die Pünktlichkeit und wie die Leute miteinander umgehen. Ich finde das sehr respektvoll.“). Dabei bezieht sich der Begriff des Respekts auch auf das Geschlechterverhältnis. Die 28-jährige Afghanin Sogand zum Beispiel antwortet auf die Frage, was sie überrascht hat: „Das Wichtigste war für mich, dass die Frauen respektiert werden hier. Das ist was, was wir nicht gehabt haben.“

Im Unterschied zur formalen Kommunikation, die häufig positiv hervorgehoben wird, wird die Kommunikation im Privaten kritisiert, es wird der private soziale Zusammenhalt vermisst. In „Syrien oder auch den arabischen Ländern (ist) es so, „dass man einen großen Freundeskreis hat, sich gegenseitig besucht oder füreinander da ist, wenn zum Beispiel jemand krank ist“, sagt etwa der 44-jährige Syrer Yassir. Auch andere Erzählpersonen beschreiben ihre Überraschung darüber, dass österreichische Familien aus ihrer Sicht weniger zusammenhalten, für sie etwa darin sichtbar, dass erwachsene Kinder meistens nicht im elterlichen Haushalt wohnen und oft weit entfernt leben. „In Afghanistan ist die ganze Familie zusammen“, meint der 21-jährige Sarvar, „Mama, Papa mit den ganzen Kindern. In Österreich, mit 14, 15, egal, ob Junge oder Mädchen, ziehen sie aus. In Afghanistan, wenn ein Junge oder ein Mädchen 30 oder 40 Jahre alt ist, hilft das Mädchen den Eltern immer noch, ist immer für die Eltern da.“ Im Kontext

dieses kulturellen Unterschiedes schildert Sarvar ein für ihn eindrückliches Erlebnis:

Sarvar: „Als ich im Heim noch gewohnt habe, hat gegenüber eine alte Frau gewohnt. Sie war circa 90 Jahre alt. Und sie hat uns Flüchtlingen auch sehr oft geholfen. Und eines Tages, wo ich dann mitbekommen habe, dass ich die Frau seit einer Woche nicht mehr gesehen habe, habe ich dann gehört, dass die Frau in der Wohnung alleine gestorben ist. Und das hat so einen schlechten, – das hat mich einfach überrascht. Denn die Frau hat auch zwei Kinder. Und es hat mich überrascht, wie kann so was sein, dass die Mutter alleine sterben muss, obwohl sie zwei Kinder hat?! Das war für mich nicht verständlich und das hat mich sehr traurig gemacht. Ich habe mich gewundert. Das Kind ist neun Monate im Bauch der Mutter, und dann wollen die Kinder nichts von der Mutter wissen und helfen der Mutter nicht.“
(Afghane, 21 Jahre, Int. 02: 204)

Neben den vermeintlich loserer Familienbeziehungen zwischen den Generationen werden auch einige Aspekte hiesiger Paarbeziehungen mit Überraschung beobachtet: So wurde gleich mehrmals das Bild vom „Küssen in der U-Bahn“ genannt, das manche überrascht, einige sogar ärgert und ihnen peinlich ist („dann schäme ich mich dafür“), bevor manche sich einfach daran gewöhnen, dass intime Zuneigung auch im öffentlichen Raum gezeigt wird („jetzt ist es auch ganz normal“).

4.1.3 Erste Kontakte in Österreich

Wenn die Menschen aus Afghanistan und Syrien in Österreich eintreffen, kommt es bald zu ersten Kontakten mit Behörden, mit Lehrenden in den Deutsch- und Wertekursen und mit Privatpersonen, die ihnen in der Öffentlichkeit begegnen, die sie informell oder im Ehrenamt mit unterstützen oder die sie im Bereich der privaten Freizeit kennenlernen. Auch mit anderen Menschen, die geflüchtet sind, gibt es freilich Kontakte.

Dieses Kapitel beschäftigt sich damit, wie die Interviewpartner/innen die ersten Kontakte mit den oben genannten Personen(gruppen) gemacht haben, wer wie geholfen hat, mit wem man seine Freizeit verbringt, wo es Ablehnung oder gar Konflikte gab. In den Interviews wurde dabei jeweils besonders berücksichtigt (d. h. nachgefragt), wie sich – im Sinne des Fokus der Studie auf Integration – die Kontakte zu Menschen aus dem Aufnahmeland gestalten.

4.1.3.1 Erfahrene Hilfe

In den Interviews wurde öfters erzählt, dass der erste Kontakt mit Menschen stattfand, die in irgendeiner Weise geholfen haben. Bei Naya, einer 38-jährigen Apothekerin aus Syrien, ist das zum Beispiel eine österreichische ältere Frau, die sie auf ihrem Flug von Istanbul nach Wien kennenlernt. Sie hat sich im Zuge der Familienzusammenführung mit fünf Kindern auf den Weg gemacht und ist dankbar, dass sie Unterstützung von der fremden Frau erhält, mit der sie sich später anfreundet und bis heute Kontakt hat:

Naya: „Ich bin über die Familienzusammenführung nach Österreich gekommen, also über Istanbul und dann nach Wien. Und am Flughafen in Istanbul habe ich eine österreichische Frau kennengelernt, die mir von dort an sehr geholfen hat, also bis ich dann hier in Österreich angekommen bin. Das war eine ältere Frau. Vor allem, ich war alleine mit meinen fünf Kindern, deswegen hat sie mir schon eine sehr große Last abgenommen. (...) Und dann haben wir die Nummern ausgetauscht und bis heute haben wir noch Kontakt. Bis jetzt sind wir befreundet und einmal hat sie uns besucht und empfangen.“
(Syrerin, 38 Jahre, Int. 04: 79)

Auch die junge Afghanin Gandum berichtet von einer Österreicherin, die ihr und ihrer Familie am ersten Tag der Ankunft in Österreich „sehr, sehr nett geholfen“ und ihnen nach der Übernachtung in einer Kirche einen Platz zum Waschen gezeigt habe. Später hilft ihnen die Frau bei der Suche nach einer Wohnung und „bis jetzt

hilft die Dame immer noch“, erzählt Gandum. Generell ist der Wohnungskontext ein wichtiger Bereich, in dem man sowohl Hilfe erfährt (bei Suche und Umzug), als auch einer, über den man weitere Bekanntschaften oder sogar Freundschaften schließt, zum Beispiel mit den Mitbewohner/innen oder in der Nachbarschaft. Wie wichtig österreichische Mitbewohner/innen sein können, sieht man im Zitat des 20-jährigen Afghanen Jawad, der allein nach Österreich gekommen ist:

Jawad: „Meine Mitbewohnerin ist eine Österreicherin. Sie löst alle Probleme für mich, sie gibt mir auch Geld, wenn ich finanzielle Probleme habe.“
(Afghane, 20 Jahre, Int. 02: 123)

Die Personen, die bei der Wohnungssuche helfen, kennen die Erzählpersonen zum Beispiel über Netzwerke bereits geflüchteter Personen aus der Verwandtschaft oder deren Bekannten- oder Kollegenkreis, wobei am Ende dieser Kette bestenfalls „ein Österreicher“ steht, der eine Wohnung anzubieten hat: „Ein Mitbewohner von mir kennt einen anderen Syrer und dieser Syrer kennt einen Österreicher“, so beschreibt der 32-jährige Aki den Kontakt, der ihm schließlich eine Wohnung beschert.

In den Interviews werden als unterstützende Personen in Österreich öfter Frauen als Männer genannt, die sich Einzelner oder Familien annehmen, um ihnen vor allem die erste Orientierung im Alltag zu erleichtern. Auch der 21-jährige Sarvar berichtet von gleich zwei Frauen, die ihn unterstützen. Beide hat er über Deutschkurse kennengelernt:

Sarvar: „Ich habe zuerst in (Ortsname) in Niederösterreich gelebt. Und dort habe ich eine Lehrerin gehabt. Die war sehr nett zu mir. Sie hat mir erzählt, wie die Arbeit in Österreich funktioniert, wie die Bildung hier funktioniert. Diese Frau war für mich eine große Hilfe. Und beim (Ort für Sprachkurs) haben wir eine Lehrerin im dritten Stock, die hilft mir auch immer. Diese zwei Personen haben mir gut geholfen.“
(Afghane, 21 Jahre, Int. 02: 165f.)

Doch es geht in der Anfangszeit nicht nur um praktische Hilfen, von denen die neu Angekommenen in den Interviews berichten, sondern auch um emotionale Unterstützung. Besonders eindrucksvoll, weil vom Setting her eher unerwartet, ist die Geschichte von Alaa: Alaa ist die 23-jährige Syrerin, die im Aufnahmelager ihr Kopftuch vor einem Mann abnehmen musste, damit ein Foto von ihr gemacht werden konnte. Dieses Erlebnis hat sie nachdrücklich beschäftigt, so sehr, dass sie die Wohnung nicht mehr verlassen wollte („Ich bin nicht rausgegangen, ich war ein bisschen traumatisiert deshalb.“). Als sie sich entschließt, dass es so nicht weitergehen kann, macht sie die Bekanntschaft eines Österreicher, der „sehr nett zu (ihr) war, (so dass sich ihr) Bild nun geändert hat“:

Alaa: „Also bei mir war das so, zu Beginn, als das passiert ist mit dem Ausweis, war ich erst mal zwei Monate nur zu Hause, ich bin nicht rausgegangen, ich war ein bisschen traumatisiert deshalb. Und dann sind wir in eine neue Wohnung gezogen, und da habe ich gemerkt, dass ich nicht weiter so leben kann, ich musste mich verändern, ich musste einfach raus. Und dann bin ich rausgegangen und habe gesehen, dass es (...) viele nette Menschen gibt. Und ich habe dann später auch einen älteren österreichischen Mann kennengelernt, der mir auch viel geholfen hat, der auch sehr nett zu mir war. Und so hat sich das Bild nun geändert.“

(Syrerin, 23 Jahre, Int. 04: 78)

Die Geschichte erscheint deshalb besonders, weil es gerade ein Mann ist, der sich am Ufer eines Flusses zu ihr setzt und der damit wohl genau – in Erinnerung an ihre Erfahrung mit den unsensiblen Beamten im Aufnahmelager – das Bild verändern kann, das sie seither von österreichischen Männern hat. Die beiden reden über „Rassismus und Diskriminierung“ und können sich so austauschen, so dass sie sich „danach viel besser gefühlt“ hat. Obwohl sich die beiden danach nie wieder sehen, war dies eine wichtige Episode für Alaa, wie ihr Zitat illustriert:

Int.: „Sie haben jetzt gesagt, es gab den älteren Österreicher, der nett war zu Ihnen, der Ihnen auch ein bisschen geholfen hat. Was war das für einer, wo haben Sie den kennengelernt?“

Alaa: „Ich war da am Fluss, habe dort gesessen und dann kam der her und hat sich zu mir gesetzt, und dann sind wir irgendwie so ins Gespräch gekommen, nicht lange, so eine halbe Stunde. Und da habe ich ihm erzählt, wie ich mich gerade so fühle und dass ich denke, hier gibt es viel Rassismus und Diskriminierung. Und da haben wir uns ein bisschen ausgetauscht, und danach habe ich mich viel besser gefühlt. Und dann habe ich ihn aber nie mehr wieder gesehen.“

(Syrerin, 23 Jahre, Int. 04: 89f.)

Die 18-jährige Melissa aus Syrien erzählt ebenfalls von Kontakten zu Österreicher/innen, in dem Fall Nachbar/innen, die ihr geholfen haben, sich in Österreich einzulernen und zurechtzufinden, nachdem sie sich zunächst sehr unwohl hier gefühlt hat ohne ihre Freundschaften. Ihr ist wichtig, dass sie diese Hilfe später einmal zurückgeben kann, dass der soziale Austausch auf Augenhöhe ist („das muss auch gegenseitig sein“). Dafür möchte sie Deutsch lernen; beides (Sprache und gleichberechtigte Freundschaften) ein Zeichen dafür, dass sie an der österreichischen Gesellschaft aktiv teilhaben möchte:

Melissa: „Als ich hier ankam, hat mir Wien nicht gefallen. Ich bin fast einen Monat zu Hause geblieben. Ich wollte nicht rausgehen. Aber die Verwandten haben mir erzählt, dass im Laufe der Zeit, wenn ich wen kenne, dass ich gerne rausgehe. Und danach kam eine Nachbarin, eine Ärztin, als wir neu da waren. Und sie kam in unser Zimmer und sie hat gesehen, dass wir alle Sachen auf Deutsch und Arabisch schreiben. Das hängt im Wohnzimmer. Dann hat sie gesagt, wenn ich frei habe, werde ich zu euch kommen und werde euch helfen und ihr könnt auch zu mir kommen. Und jetzt ist es langsam besser, ich kann mir vorstellen,

dass es eine schöne Stadt ist. (...) Das hilft mir und ich will hier so schnell wie möglich die Sprache lernen, weil ich will auch diesen Leuten helfen, genauso wie sie helfen. Das muss auch gegenseitig sein.“

(Syrerin, 18 Jahre, Int. 05: 312ff.)

Eine generelle Dankbarkeit und der Wunsch, „den Österreichern“ später einmal „etwas zurückzugeben“, findet sich übrigens in einigen Interviews wieder, und zwar sehr pointiert. Am Ende des Interviews wurde regelmäßig die Frage gestellt: „Gibt es noch etwas, was aus Ihrer Sicht wichtig ist und worüber wir noch nicht gesprochen haben?“ Diese Frage ist recht ergiebig, oftmals kommen neue Themen zutage oder aber die Erzählpersonen betonen noch einmal, was ihnen besonders wichtig ist. Und in diesem Zusammenhang ist dies eben die „Dankbarkeit“ und der Wunsch, „später dem Land auch alles wieder zurückzugeben“, der ein paarmal geäußert wurde:

Aki: „Also ich wünsche mir, dass bald mehr Türen geöffnet werden, so dass wir all das wieder zurückgeben können, auch dem Land dienen können, für das, was Österreich uns gegeben hat.“

Marwan: „Ich freue mich sehr, dass ich Sie kennenlernen durfte. Es hat mir sehr viel Spaß hier gemacht. Wir fühlen uns generell sehr wohl hier, im Großen und Ganzen. Und auch das Land, die Leute, wir sind dem Staat sehr dankbar, den Österreichern sehr dankbar. Und ich hoffe, dass ich und meine Kinder später dem Land auch alles wieder zurückgeben können.“

(Syrer, 32 und 51 Jahre, Int. 03: 202f.)

Diese Zitate illustrieren, wie wichtig der positive, wohlwollende und unterstützende Umgang der Aufnahmegesellschaft mit den Geflüchteten für den Integrationswillen ist. Gerade die erfahrene Hilfe vonseiten der österreichischen Gesellschaft, in institutionalisierten wie in privaten Kontakten, bringt den Wunsch hervor, etwas „zurückzugeben“. Dies

wiederum könne nur passieren, indem die geflüchteten Menschen aktiv an der Gesellschaft teilhaben können; zum Beispiel über den Spracherwerb und in der Möglichkeit, erwerbstätig zu sein („Ich wünsche mir, dass bald mehr Türen geöffnet werden, so dass wir all das wieder zurückgeben können, auch dem Land dienen können.“).

4.1.3.2 Stadt-Land-Unterschiede

Wenn es um das Knüpfen erster Kontakte mit Österreicher/innen geht, dann berichten einige Erzählpersonen von Stadt-Land-Unterschieden, wobei es aus ihrer Sicht leichter ist, diese Kontakte im ländlichen Bereich zu knüpfen als in der Großstadt Wien, in der alle jetzt leben, die interviewt wurden. Die Stadt-Land-Unterschiede werden zum Beispiel Thema in der Fokusgruppe mit jungen Syrern. Hier ist Tenor, dass es in ländlichen Gebieten leichter sei, Kontakte zu knüpfen. Omer zum Beispiel hat vorher in einer Asylunterkunft in Tirol gewohnt. Menschen aus der Nachbarschaft seien vorbeigekommen, um mit ihnen Deutsch zu lernen, so habe man sich besser kennengelernt:

Int.: „Haben Sie denn zu Österreichern Kontakt, so auch in Ihrer Freizeit, oder Freundschaften?“

Omer: „Ich hatte guten Kontakt zu meinem Nachbarn, der Österreicher ist. Aber das war dort in dieser kleinen Ortschaft, wo ich vorher gewohnt habe. Und in Wien noch nicht. Am Anfang war ich in Tirol, ich habe ein Jahr und fünf Monate in Tirol gewohnt. Und ich hatte Kontakt mit österreichischen Menschen. Aber in Wien gibt es keinen. (...)“

Int.: „Wie haben Sie die Freunde in Tirol kennengelernt? Was war da die Situation, dass man sich kennengelernt hat?“

Omer: „Ich habe in einem Camp gewohnt. Und die österreichischen Menschen sind immer zum Camp gekommen und wir haben zusammen Deutsch gelernt.“

(Syrer, 19 Jahre, Int. 06: 180ff.)

Omer erzählt im weiteren Interviewverlauf, dass er mit Österreichern gemeinsam „auch Feste, so Partys gefeiert“ habe. Er hat mit anderen Personen aus dem Camp auf einem Bauernhof mitgeholfen und daraufhin wurden sie eingeladen. Ähnlich berichtet eine junge Afghanin. Sie hat in einem kleinen Ort in Oberösterreich „viele österreichische Freunde gehabt“, in Wien sei „das nicht so“. Die Freundschaften seien gewachsen, als man sich in einem „riesigen Garten“ getroffen habe. So wie sie sagt, dass in der kleinen Ortschaft „alle viel freundlicher“ seien und man mit der Nachbarschaft Kontakt hält, sieht das auch ein junger Syrer, der meint, in einer kleinen Ortschaft seien die Menschen hilfsbereiter. Seine Bemerkung „aber hier in Wien ist es noch nicht so“ zeigt, dass er Hoffnung hat, auch in der Großstadt Kontakt zu Österreicher/innen zu knüpfen, dass es aber eine Weile dauern wird. Der Syrer Marwan erkennt diese Zusammenhänge zwar auch, meint aber, dass die Stadt-Land-Unterschiede in puncto Kontaktknüpfen kein typisch österreichisches Phänomen seien; in Syrien sei es schließlich genau gleich:

Marwan: „Im Großen und Ganzen ist es so, dass es in den Städten, nicht nur in Österreich, sondern auch in Syrien, in den Großstädten Aleppo und Damaskus zum Beispiel, da ist es auch sehr schwer, Kontakte zu knüpfen. Auf dem Dorf, auf dem Land, ist es viel einfacher, Kontakte zu knüpfen. Und das habe ich auch hier gemerkt.“
(Syrer, 51 Jahre, Int. 03: 160)

4.1.3.3 Kontakte über Freizeitaktivitäten und Schule

Die Interviewpartner/innen haben sowohl Kontakte zu Menschen aus dem eigenen Kulturkreis als auch zu Österreicher/innen, in informellen Kontakten ebenso wie in organisierten Veranstaltungen und Vereinen. Die Kontakte zu Personen aus dem eigenen Kulturkreis entstehen zum Beispiel in der ersten Unterkunft, wo die Ankommenden aus Syrien und Afghanistan die erste Zeit oft auf dichtem Raum miteinander verbringen. „Es gibt viele Menschen wie mich, die da sind“, sagt etwa die 20-jährige Fatima. Neben diesen informellen

Kontakten zu Personen aus dem eigenen Kulturkreis treten manche Interviewpartner/innen kulturell orientierten Vereinen bei, die von Landsleuten besucht werden, die schon länger in Österreich leben. Die 17-jährige Syrerin Elisa zum Beispiel ist Mitglied der armenischen Gemeinde und besucht außerdem einen dazugehörigen Tanzclub. Und der 22-jährige Jan ist Mitglied im afghanischen Kulturverein, der sich um Afghan/innen in Österreich kümmert. Was wiederum die gemeinsam verbrachte Freizeit von den Afghan/innen und Syrer/innen mit Personen aus dem Aufnahmeland angeht, scheinen gerade für junge Menschen Sportvereine gute Orte der interkulturellen Begegnung und der Integration zu sein. Auch ohne fließend Deutsch zu sprechen, kann man gemeinsam Zeit verbringen und sich regelmäßig treffen, so dass auch Freundschaften entstehen können. Davon erzählen die 24-jährige Nadja, die in einer Fußballmannschaft für „geflüchtete Frauen und Österreicherinnen“ spielt, sowie der 20-jährige Jawad. Letzterer antwortet auf die Nachfrage der Interviewerin, ob er beim Ringen-Training „hauptsächlich“ Landsleute treffe, ganz vehement „nein, nein, Österreicher!“ und tut damit vermutlich kund, dass er stolz darauf ist, seine Freizeit nicht nur im eigenen Kulturkreis zu verbringen.

Int.: „Was machen Sie so tagsüber, wie verbringen Sie Ihren Tag?“

Jawad: „Jeden Tag Deutschkurs. Drei Stunden. Und dann wie immer, jede Woche dreimal Ringen-Training. Und manchmal spiele ich Fußball.“

Int.: „Was sind das für Sportvereine?“

Jawad: „Im Stadion, Ringen.“

Int.: „Sind da Afghanen hauptsächlich?“

Jawad: „Nein, nein (vehement), Österreicher. Afghanen auch, Österreicher auch. Alle. Ukrainer, Russen.“

Int.: „Und wie sind Sie dahin gekommen? Wie haben Sie sie gefunden, die Ringergruppe?“

Jawad: „Über andere Afghanen. Durch einen Freund. Ein Freund war da.“
(Afghane, 20 Jahre, Int. 02: 97ff.)

So wie die beiden sich sichtlich über diese Zusammenkünfte mit Menschen aus anderen Kulturen freuen, erzählen auch zwei weitere junge Männer mit einem gewissen Stolz in der Stimme in der Fokusgruppe davon, dass es gegenseitige Einladungen zwischen ihnen und Österreicher/innen gab. Der 19-jährige Ali wechselt dafür sogar die Sprache und sagt auf Deutsch: „Eine junge Frau hat mich auch zu ihrer Geburtstagsparty eingeladen. Sie hat mir Deutsch gelernt.“ Und der 17-jährige Omar erzählt gleichermaßen freudig: „Ich habe auch österreichische Freunde. Ich habe die zu mir eingeladen. Ich habe die hier in Wien kennengelernt.“ Marwan, ein 51-jähriger Syrer mit großer Familie, erzählt davon, dass es einmal ein von einer Iranerin organisiertes interkulturelles Fest gegeben habe, jedoch sei das das einzige Mal gewesen, dass „(er) mit Österreichern zusammen gefeiert“ habe. Über regelmäßig wiederkehrende oder institutionell verankerte Freizeitaktivitäten (z. B. im Rahmen eines Vereins) mit Österreicher/innen oder Menschen aus anderen Kulturen erzählen jedoch insgesamt nur wenige Interviewpartner/innen; am ehesten sind hier die eben zitierten jungen Menschen über Sportvereine integriert. Doch kann für junge Menschen – und sogar für die ganze Familie – die Schule eine integrierende Rolle spielen. Auch sie ist eine Institution, die regelmäßig von Kindern und Jugendlichen besucht wird, sogar verpflichtend. Dass die (Schul-)Kinder immigrierter Familien eine integrierende Funktion haben können, ist bereits aus anderen Studien bekannt (vgl. einleitendes Hintergrund-Kapitel). Sie können – wie oben beschrieben – als sogenannte „privilegierte Vermittler“ zwischen ihren Eltern und der Aufnahmekultur fungieren, weil sie etwa über die Schule institutionalisierte Kontakte zu anderen Kindern/Jugendlichen und Lehrenden haben, die Sprache schneller lernen und die Eltern en passant einbeziehen. So beschreibt das auch der 44-jährige Yassir, Vater von sechs Kindern im Alter zwischen sechs und 16 Jahren. Als er gefragt wird, ob er sich schon etwas „angekommen“ fühle in Österreich, erzählt er von Schwierigkeiten, die Sprache zu lernen, und gibt zu: „Ich fühle mich noch etwas fremd.“ Direkt danach verweist er aber auf seine Kinder, die über die Schule neue Freunde gefunden hätten und bereits die deutsche Sprache sprächen. Denn bei ihnen ginge „das natürlich viel einfacher und schneller“. Er berichtet weiter, dass sie als Eltern über die Kinder „sehr gute

Kontakte zu den Österreichern, zu den Nachbarn, den Eltern der Freunde“ knüpfen konnten. Sein Zitat „durch die Kinder haben wir viele neue Kontakte knüpfen können“ steht für eine mögliche Lesart, dass Familie (der Familienverband von Kindern und Eltern) hier integrierend wirken kann, und zwar in besonderem Maße, wenn die Kinder eine Schule besuchen, wenn sie also noch im schulpflichtigen Alter sind. In anderen Worten: In diesem Setting funktioniert „Familie als Integrationsfaktor“. Erwachsene ohne Kinder haben diese Chance der Kontaktmöglichkeiten zu österreichischen Eltern nicht.

4.1.3.4 Konflikte unter Geflüchteten

Erste Kontakte im Aufnahmeland gibt es freilich nicht nur mit jenen, die hier ansässig sind, sondern auch mit anderen, die vor Kurzem nach Österreich gekommen sind, oder Landsleuten sowie anderen Migrant/innen, die seit ein paar Jahren in Österreich leben. Hier zeigen die Interviews, dass es unter den Menschen mit Flucht- oder generell Migrationshintergrund zu verschiedenen Konflikten kommt. So gibt es etwa Konflikte zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen wie der afghanischen und arabischen oder afghanischen und tschetschenischen Gruppe. Hier gibt es Zitate mit durchaus rassistischem Charakter, wenn etwa der 37-jährige Afghane Hamed sagt: „Die Tschetschenen sind sehr fanatisch auf ihre Frauen. Sie werden sehr zornig, wenn man ihre Frauen anschaut, sie stehen dann schon mit dem Messer hinten.“ Er berichtet konkret von einer Episode, die sich im Aufnahmelaager ereignet habe, wo nachts einige Männer gekommen seien, um einen Afghanen „zusammenzuschlagen“, der eine tschetschenische Frau „zu lange angesehen“ hätte. Und die 18-jährige Gandum wiederum berichtet von Problemen mit arabischen Nachbarn in ihrer ersten privaten Wohnung:

Gandum: „Wir hatten ein gemeinsames Badezimmer. Die Familie hat es uns nie benutzen lassen, sie haben uns attackiert, sie haben uns geschlagen und beschimpft und waren sehr dominant. Sie haben gesagt: ‚Wir haben mehr Rechte als ihr!‘“ (Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 74)

Neben anderen Problemen mit dieser Wohnung fühlte sich Gandums Familie derart bedroht von der arabischen Familie, dass sie ins Aufnahmelager zurückkehrte. Dabei ist ihre Familienkonstellation von Bedeutung: Die 18-jährige Gandum hat schon vor vier Jahren und noch im Heimatland ihren Vater verloren und ist gemeinsam mit ihrer Mutter und vier jüngeren Geschwistern nach Österreich geflohen. Im Streit mit den arabischen Nachbarn fehlte der Vater, der die Familie repräsentiert und beschützt. Sie sagt: „Die hatten einen Vater und unserer hat natürlich gefehlt. Mein Vater war wie ein Schutz für uns.“

Die 24-jährige Nadja wiederum teilt viele ihrer Gedanken aus der Perspektive einer jungen syrischen Frau. Sie hat ein sehr negatives Männerbild, das im gesamten Interview sichtbar wird, und sagt zum Beispiel über die jungen Männer, die aus Kriegsgebieten geflüchtet sind und jetzt eine ihr bekannte Bildungseinrichtung besuchen: „Die haben dort alle Messer in der Tasche! Sie machen Gewalt und sie sind sehr gefährlich. Sie sind sehr aggressiv. Sie kommen aus dem Krieg und sie haben keinen Respekt.“ Speziell erzählt sie von Episoden, in denen sie sowohl von syrischen Männern als auch von Afghanen und Afrikanern belästigt wurde oder zumindest deren wiederkehrende Annäherungsversuche als störend empfand. Es seien „wenige Frauen und so viele Männer, das ist ein großes Problem“, sagt sie. Sie geht nun nicht mehr nach 22 Uhr abends alleine auf die Straße und redet in der U-Bahn mit ihrer Freundin bewusst Deutsch, um nicht von Männern aus ihrem Kulturkreis angesprochen zu werden. In ihrem Fall scheint die Lage besonders brisant bzw. für junge arabische Männer, die an ihr Interesse haben, besonders reizvoll, weil Nadja lediglich mit ihrer jüngeren Schwester zusammenwohnt. Es gibt weder eine Mutter noch einen Bruder, welche die Annäherungsversuche dieser interessierten Männer erfolgreich stoppen könnten. Sie sagt, weil sie „jetzt keine Familie“ habe, hätten die jungen Männer keine Angst. Später erzählt Nadja ausführlich vom Thema (sexueller) Belästigung von jungen geflüchteten Männern, sie sagt, das gebe es in Österreich „so viel“, und sie beschreibt eine Situation, wo sie auf der Straße von einem jungen Afghanen belästigt wurde. Er habe sie als „Schlampe“ bezeichnet. Niemand auf dem großen öffentlichen Platz in Wien sei ihr zu Hilfe gekommen. Nicht nur die Respektlosigkeit dieses Mannes

beschäftigt sie, sondern gerade der Fakt, dass die anderen Menschen die Situation ignoriert haben, verwundet sie („In Syrien, wenn ich ein solches Problem hätte, würde die ganze Straße kommen und würde ihn schlagen.“). In ihrem Beispiel wird nochmals deutlich, was oben schon angeklungen ist: Bei offenen Konflikten zwischen ethnischen Gruppen sind es vor allem die Frauen, die ohne Vater oder Partner oder älteren Bruder – kurz: ohne ein männliches Familienoberhaupt – hier leben, die in Konflikten unterliegen, Opfer von (sexueller) Belästigung werden oder Gewalt erfahren.

4.1.3.5 Erfahrene Ablehnung

So wie die Interviewpartner/innen vielfach erzählen, dass sie Hilfe von Österreicher/innen erhalten haben, als sie nach Österreich kamen, gibt es auch Situationen, in denen sie sich nicht beachtet oder sogar abgelehnt fühlen. Gemein ist diesen Situationen, dass sie in der eher anonymen Öffentlichkeit geschehen: auf der Straße, am Telefon, oder es ist eine Ablehnung, die kolportiert wird, zum Beispiel über die Medien. So wurde ein paarmal von Situationen berichtet, in denen man auf der Straße nach einer Adresse fragt und die Menschen nicht reagieren („sie haben überhaupt nicht zugehört“) oder in der Anonymität der Straße sogar Beschimpfungen von sich geben („Scheiß Kopftuch“):

Jan: „Ich hatte kein Internet, damit ich die Adresse suchen konnte. Ich musste viel herum gehen, Sozialamt, AMS. Und ich habe ein paarmal auf der Straße nach der Adresse gefragt. Und es gab Leute, – ich habe versucht, Leute nach der Adresse zu fragen, die Österreicher sind. Und ein paarmal habe ich gefragt, und sie haben überhaupt nicht zugehört auf der Straße. ‚Könnten Sie mir helfen, ich suche die Adresse und weiß nicht, wo das ist?‘ Und sie haben nur geschaut oder haben überhaupt nicht geschaut.“
(Afghane, 22 Jahre, Int. 02: 167)

Gandum: „Mir ist es passiert, ich hab wegen einer Adresse gefragt und die haben mich nicht angeschaut oder geantwortet, die

wollten nicht. Und einmal war der Akku von meinem Handy leer und ich habe jemanden gefragt: ‚Kann ich dein Handy benutzen?‘ und ein Mann ist wirklich weggelaufen von mir.“

Int.: „War das jemand auf der Straße oder wie war die Situation?“

Gandum: „In einer Zugstation. Und ein sehr großer Mann hat einmal gesagt: ‚Scheiß Kopftuch!‘ Das ist zweimal passiert, ein anderer hat es nur geflüstert einmal.“

(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 113ff.)

Wie die Situation für Gandum endet, also dass sie wegen ihres Kopftuchs beschimpft wird, ist eine Form der Ablehnung, von der auch andere berichtet haben – nicht unbedingt in Form von Beschimpfungen, sondern von gespürten Ressentiments. Nadja spricht zum Beispiel vom „look“, den syrische Frauen mit Kopftuch auf sich gerichtet spüren, und auch Fatima fühlt sich unwohl, wenn sie „mit dem Tuch“ feindselig angeschaut wird:

Fatima: „Das, was mich stört, ist, dass die Sicht von den Leuten gegenüber Moslems etwas schlecht ist, wegen allem, was geschehen ist. Und ich fühle ich mich auch nicht wohl, wenn ich mit dem Tuch in einem Aufzug stehe oder den Blick von den Leuten zu mir sehe und sie glauben, dass wir alle schlecht sind. Das stört mich schon.“

(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07b: 146)

Gandum erklärt, dass die Situationen der erfahrenen Ablehnung deshalb so ausweglos seien, weil man nicht in einer gemeinsamen Sprache kommunizieren könne, um zum Beispiel Beschimpfungen etwas zu entgegnen oder über Vorbehalte zu reden. Sie sagt, die österreichischen Medien würden negativ über Muslim/innen berichten. Sie erklärt die Vorbehalte der Menschen mit deren Angst und zeigt sogar ein Stück weit Verständnis dafür:

Gandum: „Im Iran ist es die gleiche Sprache und wir können miteinander reden, wir verstehen uns. Aber hier ist die Sprache anders. Und die denken, wir Moslems, wir sind gefährlich. Und das kommt in den Medien,

in den Zeitungen. Sie haben auch irgendwie Recht, dass sie so viel Angst haben vor muslimischen Leuten. (...) Weil was kommt in den Medien, das ist alles negativ.“

(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 125)

4.1.4 Bezugspersonen

In Bezug auf die Forschungsfrage, inwieweit Familie integrierend oder integrationshemmend wirken kann, war es zunächst wichtig, überhaupt erst einmal zu hören, wer die Personen sind, die einen Einfluss auf das Individuum haben und damit zum Beispiel wertvermittelnd wirken. Den Interviewpartner/innen wurde deshalb die Frage gestellt, wer momentan „wichtige Menschen“ für sie sind. Diese Frage wurde von vielen Interviewpartner/innen recht knapp beantwortet, zeigt aber gerade in der Pointiertheit, dass man genau weiß, wer das ist. Dabei ist auffallend, dass besonders oft Familienmitglieder aufgezählt werden, und zwar in erster Linie die Kernfamilie, die je nach Lebensphase anders aussieht: Junge Interviewpartner/innen nennen ihre Eltern, Eltern nennen ihre Kinder und ihre/n Partner/in, erwachsene Personen nennen manchmal ihre Eltern, bei denen sie sich Rat einholen – auch wenn diese noch im Herkunftsland leben – und mit denen man per Telefon oder Skype kommuniziert:

Int.: „Wer ist momentan wichtig für Sie? Wer sind die wichtigsten Menschen für Sie?“

Naya: „Mein Mann. Und meine Kinder.“

Alaa: „Meine Mutter und meine Kinder.“

Halla: „Meine Familie.“

Naya: „Ich habe noch zwei Schwestern und zwei Brüder. Und meine Mutter. Und meine Kinder, das sind alle.“

Alaa: „Alle Familie. Meine Familie und Freunde. Und die von meinem Mann.“

(Syrierinnen, 38, 23 und 40 Jahre, Int. 04: 220ff.)

Int.: „Wer sind hier in Österreich die wichtigsten Personen?“

Armaghan: „Mama und Papa.“

(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 272f.)

Int.: „Wenn Sie Dinge haben, die Sie persönlich bewegen, über die man nachdenkt, wenn man Probleme hat, wenn man Schwierigkeiten hat, mit wem reden Sie da?“

Mohammad: „Ich rede immer mit meinem Vater, ich frage ihn zum Beispiel um seinen Rat.“

Omer: „Und wenn ich ein Problem habe auch, ich rede mit meinem Vater oder mit meiner Mutter.“

Omar: „Ich auch.“

Ahmad: „Ich rede mit meiner Frau.“

(Syrrer, 18, 19 und 33 Jahre, Int. 06: 239ff.)

Manche Interviewpartner/innen haben auch Freunde und Freundinnen genannt, fast immer waren das gleichgeschlechtliche Freundschaften, also Frauen- oder Männerfreundschaften. Vor allem die jüngsten Erzählpersonen, die noch unter 20 Jahre alt sind, haben die Bedeutung der Freundschaft mit Gleichaltrigen (Peers) hervorgehoben, wie für diese Altersgruppe typisch. Manche berichten, dass ihnen die Freunde fehlen würden. Die 18-jährige Melissa etwa ist im ersten Teil des Interviews sehr verschlossen und antwortet kaum. Zu Beginn sagt sie einmal kurz: „Ich habe leider keine Freunde hier.“ Erst als sie gefragt wird, was sie aus ihrem Heimatland vermisst, öffnet sie sich und erzählt, dass sie ihre Freunde vermisst und dass sie gern nach Syrien zurückkehren möchte, sobald das möglich ist.

Dass besonders bestehende Freundschaften im Heimatland durch die Flucht beeinträchtigt werden, ist natürlich nicht nur ein Phänomen, das die Jüngeren betrifft – nur ist es in diesem Alter entwicklungspsychologisch von besonderer Bedeutung. Auch die Erwachsenen vermissen Freundschaften, wobei sie dies eher

„zwischen den Zeilen“ oder auf Nachfrage geäußert haben. Ein Interviewzitat, das in diese Richtung weist, ist das von Yassir, einem 44-jährigen Mann mit sechs Kindern. Gefragt nach dem „wichtigsten Menschen“ zögert er erst, nennt dann zwar schließlich „Familie und Frau“, verweist aber kausal darauf, dass er sonst hier niemanden hat, dem er sich öffnen könnte:

Int.: „Wie ist das bei Ihnen? So der wichtigste Mensch, gibt es den?“

(*Stille*)

Yassir: „In welcher Hinsicht?“

Int.: „Dem man sich öffnet, dem man seine Ängste gesteht?“

Yassir: „Hier findet man selten Personen, denen man sich öffnen kann, deswegen ist es die Familie und die Frau.“

(Syrrer, 44 Jahre, Int. 03: 129ff.)

Raha, eine 19-jährige Afghanin, die bereits seit ein paar Jahren verheiratet ist und gerade ihr zweites Kind erwartet und als wichtigste Menschen Mann und Kind nennt, bejaht auf Nachfrage nicht nur, dass sie ihre Freunde²⁴ vermisst, sondern indirekt auch, dass es schon manchmal Probleme in der Partnerschaft gibt, die sie aber nicht mit ihrer Mutter besprechen möchte („ich will nicht, dass die Mama traurig wird“), sondern lieber mit Freunden – die sie aber nicht hat. Deshalb darf, auch wenn oftmals Familienmitglieder der Kernfamilie als wichtigste Personen genannt werden, nicht übersehen werden, dass die früheren Freundschaften meist nicht oder nicht so eng aufrechterhalten werden können und damit eine wichtige Ressource emotionaler Unterstützung wegfällt. Denn gerade enge Freundschaften haben die soziale Funktion, dass man über Probleme in der Familie oder Partnerschaft sprechen kann – sei es im Jugend- oder Erwachsenenalter.

²⁴ Die Übersetzerin verwendet die männliche Form. Wahrscheinlich ist aber eine geschlechterneutrale Form gemeint und es geht nicht nur um männliche Freunde.

Dabei scheint für die Kommunikation mit Bezugspersonen wichtig, dass man eine gemeinsame Sprache und Kultur teilt. Denn es fällt auf, dass bei der Frage nach wichtigen Personen kaum Personen mit österreichischem Hintergrund genannt werden. Wenn differenziert wird, werden letztere eher genannt, wenn es um Hilfen geht, die administrativer oder finanzieller Natur sind. Persönliche Probleme, so legen die Interviews nahe, bespricht man eher mit Personen aus dem eigenen Kulturkreis, mit der Familie oder Freund/innen:

Int.: „Wenn Sie was beschäftigt, also wenn Sie sich ärgern, wenn Sie was überlegen, wenn Sie sich freuen, gibt es Vertrauenspersonen, mit denen Sie drüber sprechen?“

Naya: „Wenn ich ein persönliches Problem habe, das mich sehr beschäftigt, dann spreche ich mit meinem Mann darüber. Ansonsten, alles außerhalb der persönlichen Sphäre, wenn es zum Beispiel um Papier(dinge) geht, dann würde ich die Österreicherin fragen, die ich kenne.“

Alaa: „Ich habe hier eine Nachbarin, meine Freundin auch, eine Palästinenserin. Und wenn ich mal Probleme habe und mich auslassen möchte, dann spreche ich mit ihr darüber.“

Halla: „Es kommt natürlich auf das Thema an, auf das Problem. Wenn ich wirklich ein Problem habe, dann spreche ich in erster Linie mit meiner Tochter. Aber wenn ich gute und wichtige Ratschläge brauche, dann spreche ich mit meiner Mutter.“

(Syrerinnen, 38, 23 und 40 Jahre, Int. 04: 230ff.)

Auch der 20-jährige Afghane Jawad nennt eine Österreicherin als Vertrauensperson, wenn es um finanzielle Unterstützung geht („sie löst alle Probleme für mich, sie gibt mir auch Geld, wenn ich finanzielle Probleme habe“). Jedoch wird im Laufe des Interviews klar, dass diese Österreicherin, namentlich seine 26-jährige Mitbewohnerin, auch in emotionalen Dingen der „wichtigste Mensch“ für ihn ist, wie er sagt. Auf Nachfrage,

ob der kulturelle Unterschied zwischen den beiden eine Rolle spielt, betont er, dass er mit ihr gut reden könne.

Jawad: „Ich habe einen Freund, einen österreichischen.“

Int.: „Wer ist das?“

Jawad: „Das ist die Stephanie (Pseudonym). Sie heißt Stephanie.“

Int.: „Das ist eine Frau?“

Jawad: „Ja, eine Frau. Aus Oberösterreich. Sie ist 26.“

Int.: „Und wo haben Sie die kennengelernt?“

Jawad: „Meine Mitbewohnerin. Ich kann mit ihr viel reden. Wir wohnen seit vier, fünf Monaten zusammen.“

Int.: „Das ist schön.“

Jawad: „Ja. (Pause) Allein ist schwierig.“ (..)

Int.: „Denken Sie – die Stephanie ist ja Österreicherin – kann die Sie verstehen, was Sie für Probleme haben? Weil Sie ja aus Afghanistan sind. Kann die fühlen, was Sie fühlen?“

Jawad: „Ja, ich denke ja, wenn ich mit ihr spreche.“

(Afghane, 20 Jahre, Int. 02: 117ff.)

Was bei Jawad schon anklingt („allein ist schwierig“), ist für die anderen in seiner Gruppe ein Problem, das offen angesprochen wird. Gerade die jungen Afghanen sind oft ohne ihre Familie geflüchtet und fühlen sich alleine. Sarvar und Jan sagen beide, dass sie Probleme eher mit sich selbst ausmachen, spazieren gehen, Sport treiben und der Familie im Heimatland lieber nichts von ihren Sorgen erzählen würden, denn sie wollen „die Familie nicht traurig machen“:

Sarvar: „Bei Problemen habe ich keine andere Wahl, ich setze mich in mein Zimmer oder ich gehe spazieren.“

Int.: „Sie sind dann für sich und überlegen selbst?“
Sarvar: „Ja. Ich kann nichts tun.“

afghanische Freunde gewonnen und auch zwei bosnische Freunde.“
(Afghane, 20 Jahre, Int. 02: 192ff.)

Int.: „Und so zu Hause anrufen?“
Sarvar: „Ich rufe einmal in der Woche meine Familie an oder zweimal. Ich will meine Familie nicht traurig machen.“

Diese Widersprüchlichkeit lässt sich auflösen, wenn man seine Aussage „meine Familie, Mutter, Vater sind alle in Afghanistan“ dahingehend interpretiert wie bereits an einer anderen Stelle das „alleine“ von den Interviewpartner/innen selbst expliziert wurde: Ohne die Familie flüchten ist gleich alleine flüchten (vgl. Anfang dieses Kapitels). Die Positionierung „ich bin alleine“ lässt sich also scheinbar übersetzen in: Ich bin ohne Kernfamilie in Österreich, d. h. im Fall von jungen Menschen ohne Eltern und bei Erwachsenen ohne den/die Partner/in und die minderjährigen Kinder. Das folgende Zitat von dem 22-jährigen Afghanen Raz unterstreicht diese Lesart nochmals. Er betont immer wieder, dass er alleine hier ist und präsentiert sich in der Vorstellungsrunde bereits mit diesem Statement:

Int.: „Sie haben jetzt genickt (zu Jan), wie ist das bei Ihnen, bei Problemen, bei Fragen?“
Jan: „Na ja, wie er gesagt hat, wenn wir traurig sind, können wir nichts machen. Ich mache es so, ich gehe Sport machen oder Rad fahren. Aber wenn ich so traurig bin und sie, – meine Mutter merkt immer noch mehr als ich, wenn ich rede, ja. Dann ist sie noch mehr traurig als ich. Und das ist noch schwieriger. Das hilft schon, wenn man redet, aber, – ich versuche immer, wenn ich meine Mutter anrufe, ich weiß, dass sie mich vermisst und dann versuche ich immer so zu reden, dass sie nicht traurig ist, sondern dass ich sie glücklich mache.“

Raz: „Ich bin Raz. Ich bin aus Afghanistan, die ganze Familie ist in Afghanistan. Ich bin alleine seit vier Jahren. Seit neun Monaten bin ich in Wien, vorher war ich in der Steiermark. Ich arbeite bei (in einer Fabrik). Ich arbeite seit einem Jahr. Ich bin hier alleine in Österreich. Und Freundin (unverständlich). Was noch? Ich bin 22 Jahre alt.“

Int.: „Wollen Sie stark sein?“
Jan: „Ja, klar. Ich weiß, dass sie noch mehr traurig ist als ich.“
(Afghanen, 21 und 22 Jahre, Int. 02: 108ff.)

Der Begriff des „Alleinseins“ wird auch von anderen Interviewpartner/innen gebraucht. Zuerst erschien er mitunter widersprüchlich, denn er wurde auch von jenen verwendet, die an anderer Stelle sagen, dass sie zum Beispiel einen Freundeskreis haben und Unterstützung erfahren. Diese scheinbare Widersprüchlichkeit zeigt sich etwa in den Ausführungen von Jawad:

Int.: „Ich habe das nicht verstanden – Freunde haben Sie? Oder ist es schwer mit Freunden?“

Raz: „Nein, ich habe nicht. Ich will! Ich habe keine Freunde. Ich will. Aber es ist schwer.“

Jawad: „Jede Woche kommen meine Freunde aus einer anderen Stadt, Linz, Graz. In Wien, jede Woche. Karten spielen, trinken, Shisha rauchen.“

Int.: „Und Sie haben gesagt, Ihre Familie ist noch in Afghanistan?“

Raz: „Die ganze Familie ist in Afghanistan. Ich bin alleine hier.“

„(...) Ich bin ganz alleine in Österreich. Ich habe nicht so gute Freunde in Österreich. Und meine Familie, Mutter, Vater sind alle in Afghanistan. (...) Mit der Zeit habe ich

Int.: „Und wer ist da? In Afghanistan? Ihre Eltern?“

Raz: „Mama, Papa, Brüder, Schwester, Tante, Oma, Onkel. Alles. Ich bin alleine hier. Ganz alleine.“

(Afghane, 22 Jahre, Int. 02: 52ff.)

Bemerkenswert ist, dass er später im Interview sagt, er habe seit zwei Jahren eine Partnerin, mit der er eine Wochenendbeziehung führt, sie lebt in Tschechien. Zwar erzählt er davon, dass sie Pläne hätten, zusammenzuziehen, jedoch legt seine (auch non-verbale) Präsentation des Alleinseins nahe, dass selbst sie als Liebespartnerin seinen Status des „Alleinseins“ nicht aufheben kann und eben nicht zur klassischen Kernfamilie gehört, die man braucht, um nicht „alleine“ zu sein. Ein weiteres Zitat unterstützt diese Interpretation. Es stammt von Nadja, die in ihrer ersten Vorstellung ebenfalls das Wort „alleine“ benutzt. Sie ist zwar gemeinsam mit ihrer Mutter und ihren beiden Geschwistern nach Wien gekommen (der Vater lebt schon lange in Saudi-Arabien), hat sich dann aber mit ihrer Mutter überworfen und ist mit ihrer jüngeren Schwester in eine eigene Wohnung gezogen. Sie ist insgesamt zufrieden mit ihrer Situation, geht ihren Weg – und doch zeigt ihre Formulierung eine defizitäre Selbstverortung: Sie wohne jetzt „nur mit meiner Schwester allein“; dies beinhaltet gleich zweifach den Hinweis, dass eigentlich jemand fehlt – vermutlich die Eltern.

4.1.5 Integrationsfaktor Familie? Perspektive der Interviewpartner/innen

Die hauptsächliche Fragestellung dieser Studie, inwieweit Familie fördernd oder hemmend für die Integration geflüchteter Personen sein kann, ist komplex. Obwohl es eine analytische Frage ist, wurde der Versuch unternommen, sie auch in den Fokusgruppen zu stellen, um zu sehen, in welche Richtung sie interpretiert und beantwortet werden würde. Formuliert wurde sie zum Beispiel so:

„Wir haben noch eine ganz andere Frage, die ist ein bisschen abstrakt: Es kommen einige Menschen alleine hierher, einige mit Familie. Wenn man versucht, in einem neuen Land anzukommen, was glauben Sie, ist da leichter, wenn man alleine ist oder wenn man die Familie hier hat?“ (Zitat aus der Fokusgruppe mit jungen Afghaninnen)

4.1.5.1 Sukzessive Flucht

Einige Interviewpartner/innen haben bei der Frage darauf Bezug genommen, dass die Praxis der vorangehenden alleinigen Flucht des Mannes und das Nachkommen der Familie für ihn schwierig sei, vor allem die erwachsenen Männer in unserer Stichprobe stellen dies in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Der 32-jährige Syrer Aki, dessen Frau und Kinder bald nach Österreich nachkommen, sagt, sein „Kopf wäre dann einfach klarer“, er „würde (sich) besser fühlen“ und weniger „Sorgen“ haben, wenn sie die Flucht gemeinsam angetreten hätten:

Aki: „Also für mich wäre es einfacher gewesen, wenn die Familie mitgekommen wäre. Mein Kopf wäre dann einfach klarer, ich würde mich besser fühlen. Und wenn meine Familie nicht da ist und ich mache hier alles, dann habe ich immer noch die Familie im Hinterkopf, also die Sorgen. Und wenn die Familie hier wäre, dann hätte ich diese Sorgen einfach nicht und könnte mit denen einfach alles zusammen machen.“
(Syrer, 32 Jahre, Int. 03: 208)

Marwan, Vater von acht Kindern, äußert sich ähnlich. Er war ein Jahr alleine in Österreich, bevor seine Frau und die Kinder nachkommen konnten. Er habe „immer die Angst (gehabt), dass (er) jetzt die Nachricht bekommt, dass (s)eine Familie nicht überlebt hat“. Mit diesen Ängsten habe er „überhaupt nicht richtig denken können“. Diese Beschreibung enthält einen Aspekt, der für die Frage des Integrationspotenzials in Bezug auf Familie von Bedeutung ist: Wenn die eigene Familie fehlt und die psychosoziale Gesundheit dadurch stark eingeschränkt ist, laufen Aktivitäten, die integrationsfördernd wären – wie zum Beispiel der Besuch von Deutschkursen – sozusagen „ins Leere“. In anderen Worten: Man braucht seine Familie, um eine stabile Basis zu haben, von der aus man sich auch nach außen orientieren kann, sich mit der Aufnahmegesellschaft beschäftigen kann.

Eine 18-jährige Tochter illustriert die Einsamkeit ihres voranreisenden Vaters nicht nur in emotionaler Hinsicht, sondern auch in kleinen alltagspraktischen Dingen:

Armaghan: „Als Familie ist es sicher besser, für meinen Vater alleine war es sehr schwierig. Er konnte nicht einmal Tee kochen, das hat alles meine Mama gemacht. Und er hat uns sehr vermisst, er konnte kein Wort Deutsch reden. Alles war neu für ihn.“
(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 359)

Die Schwierigkeit der vorreisenden Partner und Väter ist gleichzeitig der Vorteil der nachreisenden Familienangehörigen, meist also der Frauen und Kinder, die im Zuge der Familienzusammenführung kommen. Sie haben eine weniger gefährliche Reiseroute und weniger Anfangssorgen, sich im Aufnahmeland zurechtzufinden. So berichten es vor allem die interviewten Frauen, deren Ehepartner vorangegangen ist. Sie betonen ihren subjektiven Vorteil, den sie dadurch hatten, dass ihr Mann zuerst geflüchtet ist, weil etwa eine gemeinsame Flucht mit den Kindern gar nicht möglich gewesen wäre, weil der Mann bereits eine Wohnung organisieren konnte, weil er „alles organisiert hat, so dass (sie) dann einfach nur noch ankommen mussten“, und er sich in der „Gesellschaft schon auskannte“:

Alaa: „Mein Mann ist ja auch vor uns hier gewesen. Er hat zu Beginn auch sehr gelitten, und wir selbst haben auch sehr gelitten wegen der Entfernung, ich war ja alleine mit den Kindern. (...) Aber das Gute war, dass der Mann sich hier schon zurechtgefunden hat. Er hat alles organisiert für uns, so dass wir dann einfach nur noch ankommen mussten. Es war einfach für mich, weil mein Mann sich schon in der Gesellschaft auskannte, was die Gesetze, Rechte und das Leben generell anlangt.“
(Syreerin, 23 Jahre, Int. 04: 245)

So wie Alaa beschreibt, dass ihr Mann „zu Beginn auch sehr gelitten“ habe, haben das auch andere Frauen berichtet. Jedoch steht dabei nicht immer die Empathie für den Partner im Vordergrund; ganz im Gegenteil sagt die 40-jährige Halla zum Beispiel, dass sie sich erst gewünscht hätte, mitzugehen, dann aber froh war, dass sie zurückgeblieben ist,

als sie erfahren hat, „wie schwer es (ihr) Mann doch hatte“:

Halla: „Ich war zwei Jahre alleine mit den Kindern, als mein Mann schon hier in Österreich war. In dieser Zeit habe ich mir natürlich schon gewünscht, dass ich doch schon zu Beginn mitgegangen wäre. Aber als ich dann erfahren habe, wie schwer mein Mann es doch hatte, wie er gelitten hat zu Beginn hier mit allem, habe ich meine Meinung geändert und habe gedacht: ‚Gut, dass er vor uns hier angekommen ist, so dass wir diese ganzen Schwierigkeiten nicht mehr haben erleben müssen.‘ Deshalb finde ich es auch besser, dass mein Mann zuerst hier war und ich danach.“
(Syreerin, 40 Jahre, Int. 04: 246)

Vermutlich steht hinter ihrer ich-bezogenen Aussage, die eher Erleichterung statt Mitleid für ihren Mann ausdrückt, nicht unbedingt eine menschliche Gleichgültigkeit, sondern eine – aus geschlechtersoziologischer Sicht – traditionelle Überzeugung der Ehefrauen, dass der Ehemann eben derjenige ist, der als männliches Familienoberhaupt für das Wohl der Familie verantwortlich ist und Gefahren, Lasten und Sorgen einer alleinigen Flucht auf sich nimmt, um sie zu beschützen.

4.1.5.2 Kontakte knüpfen

Wenn es um das erste „Ankommen“ und das „sich Zurechtfinden“ im Aufnahmeland geht und die Einschätzung, ob dies als Einzelperson oder Familie leichter sei, können erste soziale Kontakte mit anderen ein Indikator dafür sein, inwieweit die Aufnahmegesellschaft, aber auch das Individuum offen oder integrationsbereit ist. Deshalb wurde die Frage gestellt, ob dies aus Sicht der Interviewpartner/innen leichter als Einzelperson oder als Familie gehe. Hierzu gab es unterschiedliche Antworten, aber es gab mehr Personen, die ein Kontaktknüpfen als Familie für aussichtsreicher hielten. „Einer Familie kann man leichter trauen“, war eine Aussage, und eine andere Frau meinte, es sei für

ihren Mann unmöglich gewesen, zu einer Frau Kontakt aufzunehmen, solange er noch alleine in Österreich gelebt hätte, denn dann „würde diese Frau ungern diesen Mann alleine kennenlernen“, weil es zu Missverständnissen kommen könnte:

Int.: „Glauben Sie, ist es generell einfach, Kontakte zu knüpfen, wenn man eine Familie ist oder wenn man alleine ist als Person?“

Fatima: „Selbstverständlich mit der Familie.“

Int.: „Erklären Sie uns, warum?“

Fatima: „Ich hab gemerkt, als mein Mann alleine da war, hat er keine Freunde gefunden. Darum weiß ich, wie es ist, wenn man alleine da ist, ist es nicht so einfach. Aber die Familie findet leichter Kontakt, weil man der Familie leichter trauen kann als einer Person, und deshalb kann man Kontakte leichter knüpfen.“

(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07b: 139ff.)

Naya: „Ich denke, es (das Kontaktknüpfen) ist einfacher als Familie. Auf Facebook gibt es eine Gruppe, wo man Leute kennenlernt. Die Gruppe heißt ‚Willkommen in Wien‘. Und dort ist es, dass man schaut, dass man sich gegenseitig kennenlernt, sich unterstützt, vielleicht aus demselben Land. Und ich denke, es ist einfacher als Familie, denn es kann sein, dass es dort zum Beispiel eine Frau gibt, die gerne Leute kennenlernen möchte, aber wenn das nur ein Mann alleine wäre, dann würde die Frau ungern diesen Mann alleine kennenlernen. Wenn das eine Familie ist, mit Frau und Kindern, ist das einfacher für sie, weil die Frau ja auch da ist. Und umgekehrt ist genau das Gleiche. Und deshalb finde ich es leichter, als Familie Leute kennenzulernen.“

(Syrerin, 38 Jahre, Int. 04: 248)

Halla: „Als Familie ist es einfacher. Mein Mann war ja zwei Jahre vorher schon hier. Und er hat niemanden kennengelernt. Erst, als ich dann gekommen bin, habe ich im Flüchtlingsheim eine Frau kennengelernt, die uns

geholfen hat. Und mein Mann hätte sie alleine wahrscheinlich nie kennengelernt.“

(Syrerin, 40 Jahre, Int. 04: 250)

Die junge Afghanin Gandum widerspricht und meint, dass man mehr Hilfe bekäme, „wenn man alleine kommt“. Allerdings differenziert sie ihre Aussage im Geschlechterkontext und meint, dass junge Männer vermutlich seltener Hilfe bekommen würden als junge Frauen:

Gandum: „Wenn man allein kommt, bekommt man mehr Hilfe. (...) Für junge Männer ist es sicher so, dass die Leute nicht so oft zu ihnen kommen. Vielleicht helfen sie ihnen nicht so viel wie einer jungen Frau. Eine junge Frau bekommt sicher mehr Hilfe.“

(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 366)

4.2 Partnerschaft, Geschlechterrollen und Elternschaft

In diesem Kapitel werden die Themen Eheschließung, Partnerschaft, geschlechtsspezifische Rollenaufteilung sowie Elternschaft im Hinblick auf Erziehung und die Eltern-Kind-Beziehung beleuchtet.

Grundsätzlich sind die Einstellungen und das Verhalten der geflüchteten Männer und Frauen hinsichtlich Ehe und Partnerschaft sehr traditionell aus der Perspektive von pluralistisch-demokratischen Gesellschaften. Eheschließung und die darauf folgende Familiengründung stellt für fast ausnahmslos alle ein wichtiges Lebensziel dar. Außereheliche Partnerschaften oder gar uneheliche Kinder liegen für die meisten der Erzählpersonen außerhalb ihres Normen- und Vorstellungsbereichs:

Halla: „Es gibt zwei Dinge, die mich (an Österreich) überrascht haben: zum einen, dass die Leute schon sehr jung Beziehungen eingehen, schon mit 13, 14 haben die einen Freund, eine Freundin. Und das Zweite ist, dass viele unverheiratete Paare zusammenleben und auch Kinder haben.“
(Syrrerin, 40 Jahre, Int. 04: 127)

Naya: „So etwas gibt es in unserer Gesellschaft nicht, dass man zusammenlebt und nicht miteinander verheiratet ist, Kinder hat und nicht verheiratet ist. Die Österreicherin, die mir geholfen hat, als ich hierhergekommen bin, die ist 68 Jahre alt. Und von ihr habe ich erfahren, dass sie einen Lebensgefährten hat, dass sie aber nicht verheiratet sind. Das fand ich sehr komisch. (Auf Deutsch:) Ja, das ist komisch für uns.“
(Syrrerin, 38 Jahre, Int. 04: 128)

In Afghanistan kann ein solcher Verstoß gegen die Norm der exklusiv ehelichen Paarbeziehung mit weitreichenden Sanktionen verknüpft sein, weshalb manche Menschen in Afghanistan heimliche uneheliche Beziehungen führen:

Jan: „(...) In Afghanistan gibt es Leute, die einen umbringen, wenn man eine Freundin hat.“

Int.: „Du müsstest gleich heiraten in Afghanistan?“

Jan: „Ja, entweder du heiratest oder du hast keinen Freund. Oder du hast schon, aber es ist nicht offensichtlich.“

(Afghane, 22 Jahre, Int. 02: 265ff.)

Ungefähr die Hälfte der Erzählpersonen ist bereits verheiratet (13 Personen) oder verlobt (zwei Personen); zwei Frauen sind geschieden. Der Großteil der Unverheirateten strebt eine Ehe in näherer Zukunft an; vier junge Geflüchtete haben – nach eigenen Angaben – eine/n Partner/in, wobei darunter nicht unbedingt eine

Partnerschaft nach den herkömmlichen Vorstellungen in westlichen Industrienationen zu verstehen ist. So wird in diesen Partnerschaften Sexualität in der Beziehung oft ausgeklammert, wie bei der jungen Afghanin Gandum, die eine heimliche Beziehung führt:

Gandum: „Er ist sehr hartnäckig und sagt ‚lass uns rausgehen, lass uns das machen‘, er will mehr Zeit mit mir verbringen als ich.“

Int.: „Möchte er mehr von Ihnen als Sie von ihm? Möchte er mehr körperliche Nähe als Sie?“

Gandum: „Ja, aber er darf nicht. Nein! Er weiß, ich will das nicht und er muss das akzeptieren.“

(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 280ff.)

Einige wenige der jungen Geflüchteten sehen Heirat und Familiengründung – zumindest derzeit – als nicht erstrebenswert an. Eine davon ist eine junge Syrrerin; sie hat bereits einen Freund, den sie aber momentan wegen ihrer Flucht nicht sehen kann; ein junger Afghane und ein junger Syrer möchten sich gänzlich auf ihre Ausbildung konzentrieren und haben daher momentan kein Interesse an einer Ehe oder an Familiengründung.

Elternschaft nimmt im Leben bzw. bei der Zukunftsplanung der Interviewten einen großen Raum ein, entweder weil bereits (mehrere) Kinder vorhanden sind oder sie konkreter Teil der Zukunftsplanung sind (dies wird im Unterkapitel „Der Stellenwert von Kindern“ näher ausgeführt). Die interviewten Eltern haben häufig drei und mehr Kinder; 14 der 31 Befragten haben zusammen insgesamt 46 Kinder, wobei ein Mann aus Syrien mit acht Kindern die höchste Kinderzahl aufweist; drei Frauen haben jeweils nur ein Kind, wobei sie alle zum Interviewzeitpunkt bereits das zweite Kind erwarten. 13 der 14 befragten Eltern sind verheiratet und eine afghanische Mutter dreier Kinder hat sich in Österreich vom Vater ihrer Kinder scheiden lassen. 17 Interviewpartner/innen haben (noch) keine Kinder, wobei vor allem jüngere Männer unter den Kinderlosen sind; nur vier sind weiblich. Der älteste Kinderlose ist ein 27 Jahre alter Afghane und der jüngste ein 15-jähriger Syrer.

4.2.1 Arrangierte Ehen oder selbstbestimmte Liebe

Viele der Ehen bzw. Verlobungen der Erzählpersonen erforderten zumindest die Erlaubnis der Eltern oder erweisen sich bei weiterer Nachfrage als arrangierte Ehen. Letzteres betrifft insbesondere die Eheschließungen bei Afghan/innen. Häufig wird dabei der Ehepartner bereits bei der Geburt eines Kindes im erweiterten Familienkreis ausgewählt und eine Vereinbarung zwischen der Familie des Buben und des Mädchens getroffen, die von den Kindern einzuhalten ist. Rashed und Fatima berichten von diesen herrschenden Normen, die auch gegen den Willen der jungen Leute durchgesetzt werden:

Fatima: „Die Tradition in Afghanistan sagt, dass wenn die Kinder geboren werden, wird in dem Moment jemand bestimmt, damit sie den heiraten können, sobald sie das Alter erreicht haben.“

(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07: 51)

Rashed: „Das ist in Afghanistan schlichtweg die Sache der Eltern, der Familien. Und es gibt Fälle, wo sich das Mädchen und der Junge gar nicht mögen, aber die Eltern entscheiden, sie müssen heiraten. Ich habe viele Freunde im Iran gehabt, wo die Eltern von dem Freund einfach ein Mädchen ausgesucht haben und gesagt haben, ‚du musst sie jetzt heiraten‘. Und er ist aber damit nicht glücklich, der Freund.“

(Afghane, 30 Jahre, Int. 01: 93)

Die Frauen bzw. Mädchen sind bei der Eheschließung häufig noch sehr jung und zumeist im Teenageralter. Die Norm der arrangierten Ehe hat in der afghanischen Gesellschaft und im Iran eine starke Verbindlichkeit und wird zum Teil von den Erzählpersonen überhaupt nicht hinterfragt bzw. fügen sie sich der Entscheidung der Eltern, indem sie diese zu ihrer eigenen Entscheidung machen. Einige der jungen Frauen sind mit dem von den Eltern gewählten Partner durchaus zufrieden:

Int.: „Gab es bei Ihnen schon einen Partner, von dem Sie uns nichts erzählt haben?“

Armaghan: „Ich liebe ihn und er liebt mich. Er hat die Schule fertig gemacht und arbeitet, er ist 24 Jahre alt und wir wollen heiraten.“

Int.: „Wo haben Sie sich kennengelernt?“

Armaghan: „Er ist ein Bekannter der Familie. (...) Wir haben uns nicht oft gesehen, aber von Kindheit kennen wir uns.“ (...)

Int.: „War das Ihrer beider Idee, dass Sie heiraten, oder war das ein Vorschlag von der Familie, dass Sie heiraten?“

Armaghan: „Von der Familie.“

Int.: „Bei Ihnen (an Raha gerichtet) hätte es mich auch interessiert, weil Sie ja so jung geheiratet haben, war das von der Familie so ausgemacht?“

Raha: „Beide, ich wollte selber und auch die Familie.“

(Afghaninnen, 18 und 19 Jahre, Int. 08: 328ff.)

Das Nicht-Einhalten der Norm der arrangierten Ehe kann zu Sanktionen führen, wie dem Ausschluss aus der Familie bis hin zu physischer Gewalt, da die Familienväter ihrerseits vor der gesamten Großfamilie ihrem kulturellen Verständnis nach ihr „Gesicht verlieren“ und womöglich selbst Sanktionen erleben. Fatima, eine junge Afghanin aus dem Iran, widersetzte sich dem von der Familie geschlossenen Eheband, um einen anderen Mann zu heiraten. Dieser Normbruch wurde schließlich sogar der Auslöser für ihre Flucht:

Fatima: „Ich wurde bestimmt für meinen Cousin, aber ich habe mich geweigert, dann später meinen Cousin zu heiraten, sondern ich habe mich verliebt in meinen Mann und den habe ich geheiratet. Und das war der Grund, warum ich dann keinen Kontakt mehr mit meiner Familie habe. (...) Die Sache ist so, dass ich diesen Eheband zwischen dem Cousin, der geschlossen wurde, gebrochen habe durch diese Ehe. Ich wurde bedroht

von meiner Familie, ich war eine Schande für meine Familie, als ich das gemacht habe. Durch diese Probleme ist dann mein Mann geflüchtet vom Iran und ich bin dann nachgekommen. (...) Mein Vater hat sein Gesicht verloren, im Iran und in Afghanistan. Das ist der Grund.“

(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07: 51)

In manchen afghanischen Familien dürfte aber auch das Einverständnis der Eltern für eine Heirat ausreichen, dies sehen zwei junge Afghanen so:

Sarvar: „Die Eltern müssen schon ihren Segen geben, also einverstanden sein mit der Frau.“

Jawad: „Wenn man unbedingt jemanden will, dann willigen die Eltern auch ein. Ja, wenn die Frau ein guter Mensch ist, dann ist es okay, auch wenn die Eltern sie nicht mögen.“

(Afghanen, 21 und 20 Jahre, Int. 02: 217f.)

Bei den erzählenden Syrer/innen erweisen sich die Heiratsnormen als nicht so strikt wie bei vielen afghanischen Familien, allerdings versuchen die Eltern auf die Partnerwahl ihrer Kinder dennoch subtil Einfluss zu nehmen. Sham, eine syrische Mutter, deutet dies an:

Sham: „Auch wenn jetzt mein Sohn eine Österreicherin heiraten möchte, ob sie nun konvertiert oder nicht, ganz egal, kann ich ihn natürlich nicht davon abhalten. Im Endeffekt ist das seine Entscheidung. Also natürlich würde ich etwas anderes bevorzugen, aber ich kann ihn davon nicht abhalten. Auch in Syrien, wenn mein Sohn jetzt zum Beispiel ein Mädchen sieht, das ihm gefällt, und er möchte sie gerne heiraten, kann ich ihn auch nicht davon abhalten.“

(Syrerin, 37 Jahre, Int. 04: 202)

Einige junge afghanische Männer brechen hier in Österreich mit der Norm der arrangierten Ehe, dies wird erleichtert dadurch, dass ihre Eltern in

Afghanistan oder im Iran zurückgeblieben sind. Sie haben ihre Partnerin selbst gewählt oder planen dies zu tun, auch ohne gleich zu heiraten. Sie heben diese Freiheit bei der Partnerwahl und das in pluralistischen Gesellschaften herrschende romantische Liebesideal positiv hervor. Raz hat seine Partnerin bereits selbst gewählt, er lernte sie ganz in der Tradition der Aufnahmegesellschaft während einer gemeinsamen Freizeitaktivität außerhalb des Familienkontextes kennen, nämlich in der Diskothek. Er hat bereits Zukunftspläne mit dieser Frau, möchte mit ihr zusammenziehen, erwähnt aber keine vorherige Eheschließung:

Raz: „Wir sehen uns jedes Wochenende in (Stadt in Tschechien). Sie ist eine Tschechin und will nach Österreich kommen.“

Int.: „Darf ich fragen, wie Sie sie kennengelernt haben? Ist ja nicht so leicht, oder?“

Raz: „Ich habe sie in der Diskothek kennengelernt. Wir haben Spaß zusammen gemacht und haben uns immer gefragt: ‚Hallo, wie geht’s?‘ Eine Sprache sie, eine Sprache ich.“

Int.: „Gibt es Pläne?“

Raz: „Sie arbeitet im Krankenhaus mit ihrer Mama. Aber sie will zu mir kommen nach Österreich. Wir wollen zusammen ein Zimmer nehmen.“

(Afghane, 22 Jahre, Int. 02: 153ff.)

Für manche der männlichen Geflüchteten, die in Österreich ohne ihre Herkunftsfamilie leben, ist die Vorstellung, sich alleine eine Partnerin suchen zu müssen, allerdings nicht erstrebenswert. Der junge Afghane Jawid ist mit dieser Aufgabe sichtlich überfordert:

Jawid: „Ich fürchte mich, weil, nicht dass ich bei einem Mädchen etwas Falsches sage und die Frau zieht ihre Schuhe aus und schlägt mir auf den Kopf.“

(Afghane, 27 Jahre, Int. 01: 113)

Die Schwierigkeiten der jungen geflüchteten Männer bei der Partnerwahl sind außerdem dadurch

bedingt, dass sich alleinstehende muslimische Frauen von diesen oftmals bedrängt fühlen. Die Syrerin Nadja berichtet davon, ständig von arabischen, aber auch afghanischen Männern bedrängt zu werden, weil das Geschlechterverhältnis in einem großen Ungleichgewicht ist:

Nadja: „Die arabischen Männer, – ich möchte ‚Tschüss‘ sagen, ich möchte sie nicht noch mal treffen. Zum Beispiel kann er mich 100-mal anrufen: ‚Wo bist du? Mit wem warst du unterwegs?‘ Und so viele Fragen. Ja, sie haben keinen Respekt. (...) Und alle wissen, dass wir arabische Frauen sind, und da ist das Problem, dass es wenige arabische Frauen gibt und so viele Männer, die eine Frau kennenlernen wollen.“

(Syrerin, 24 Jahre, Int. 09: 211)

4.2.2 Heirat – nur innerhalb des eigenen Kulturkreises

Einen Partner oder eine Partnerin aus dem eigenen Kulturkreis oder zumindest mit der gleichen Religion zu heiraten, ist eine weitverbreitete Norm unter den syrischen und afghanischen Geflüchteten. Dabei reichen die normativen Vorstellungen vom gleichen Glauben bis hin zur gleichen Nationalität. Häufig fordert die Herkunftsfamilie diese selektierende Partnerwahl im Sinne eines ethnisch-religiösen Ähnlichkeitsprinzips ein. Der Afghane Jan selbst würde durchaus eine Österreicherin heiraten wollen, aber seine Eltern wären kaum einverstanden:

Jan: „Wenn ich zum Beispiel eine Österreicherin finde, hier in Österreich vielleicht, und das meiner Familie mitteile, dann akzeptieren die vielleicht das, dass ich die Frau heirate, zu 30 Prozent oder so. Aber unsere Familien wollen immer, dass du eine afghanische Frau heiratest. Aber für mich selber ist es egal, ob es eine Österreicherin ist oder nicht.“

(Afghane, 22 Jahre, Int. 02: 217)

Ein großer Teil der Geflüchteten – insbesondere aus Syrien – sieht es als wichtig an, dass Ehepartner/innen sich kulturell möglichst ähnlich sind, weshalb sie jedenfalls die gleiche Religion haben sollten, aber auch aus dem gleichen Land kommen sollten:

Halla: „Es ist für mich wichtig, dass er oder sie aus demselben Land kommt, weil, wegen der Tradition, Sitten, Kultur. Das spielt eine große Rolle (...).“

Sham: „(...) Meine Schwägerin ist zum Beispiel mit einem Deutschen verheiratet, der ist aber konvertiert, er ist Moslem. Aber auch da sind sehr viele Schwierigkeiten (sie sagt auf Deutsch: „sehr schwer“). Auch wenn es ein Türke oder ein Araber ist, ist es auch schwierig, deswegen würde ich jemanden aus demselben Land bevorzugen.“

Int.: „Was ist da schwierig, wo kommt es da zum Clash?“

Sham: „Das sind einfach zwei verschiedene Kulturen! Und vielleicht auch die andere Religion, wenn der oder die andere kein Moslem ist.“

(Syrerinnen, 40 und 37 Jahre, Int. 04: 202ff.)

Die Afghanin Armaghan erklärt die Wichtigkeit der gleichen Religion mit ihrem künftigen Ehepartner ganz praktisch anhand ihrer eigenen religiösen Normen und Praktiken, die im Alltag zu Konflikten führen könnten, falls sie mit denen ihres Partners nicht übereinstimmen würden:

Armaghan: „Ich glaube, gleiche Religion, weil sonst will er vielleicht nicht, dass ich Kopftuch trage oder dass ich bete. Und ich will vielleicht nicht, dass er in die Disco geht und Alkohol trinkt, und das führt zu Konflikten. Ich denke, es ist besser, die gleiche Religion zu haben.“

(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 167)

Die syrische Christin Elisa möchte selbst nur einen Christen heiraten und deutet an, dass auch in ihrer Familie

die Erwartungshaltung besteht, dass sie innerhalb der armenisch-christlichen Community heiratet.

Int.: „Ich würde Sie jetzt gerne fragen, ist es für Sie wichtig, dass ein Partner armenisch wäre oder aus Ihrem Kulturkreis?“

Elisa: „Ja. Es ist wichtig, dass er Christ ist.“

Int.: „Müsste er also nicht armenisch-christlich sein?“

Elisa: „Diese Idee ist, dass es ein Christ ist und nicht Araber. Manche akzeptieren, dass es kein (Anm.: armenischer Christ) ist, manche nicht.“

Int.: „Und bei Ihrer Familie?“

Elisa: „So, so (sie deutet mit den Händen, dass es etwas schwierig wäre).“

(Syreerin, 17 Jahre, Int. 05: 221ff.)

Die kurdische Syreerin Melissa berichtet, dass es auch innerhalb einer Nationalität und Religionsgruppe normative Heiratsbarrieren gibt. Ihr derzeitiger Partner ist syrischer Araber, was unter Kurd/innen eigentlich ein Hindernis für eine Heirat darstellt. Ihr Vater ist wegen der unterschiedlichen Normen gegen eine Heirat mit einem Araber, sie selbst würde ihn aber gerne irgendwann heiraten:

Melissa: „Ich bin Kurdin, er ist aus Damaskus, das heißt, er ist Araber. Untereinander wird selten geheiratet.“

Int.: „Aber möchten Sie?“

Melissa: „Ja. (...) Es ist so, dass vielleicht die Familien das nicht verstehen. Wir haben bei den Kurden bestimmte Normen und die Araber haben andere Normen. Mein Vater hat die Sorge, dass, wenn wir zusammenleben, dann werden wir uns nicht verstehen, das wird schwierig. Normalerweise heiraten Kurden und Araber nicht untereinander. (...) Die Araber wollen zum Beispiel, dass ich bestimmte Kleider anhaben muss, ich muss ein Kopftuch anhaben, die Araber werden

nicht akzeptieren, wenn eine Frau einen (männlichen) Freund hat. Das gibt es nicht bei den Arabern.“

(Syreerin, 18 Jahre, Int. 05: 192ff.)

Der Afghane Sarvar wiederum deutet an, dass für ihn selbst die Nationalität seiner späteren Frau unerheblich ist und dass auch seine Eltern seiner Wahl zustimmen würden, wichtig sei, dass er „glücklich neben der Partnerin“ sei. Weil er jedoch als mögliche Partnerin eine „Türkin, Iranerin oder Afghanin“ aufzählt, sollte die Frau seinen Andeutungen nach aus einem muslimischen Land stammen und damit wohl auch selbst muslimischen Glaubens sein:

Sarvar: „Es ist egal, was für ein Mädchen ich heirate. Ich könnte eine Türkin heiraten, eine Iranerin oder eine Afghanin. Wichtig ist für meinen Vater, weil er sagt, ja, du lebst ja ‚zwei Tage‘, und dann sollst du glücklich sein neben der Partnerin. Das Leben ist so kurz wie zwei Tage. Und deswegen ist es wichtig für meinen Vater, dass ich mit dem Mädchen glücklich bin. Und nicht, dass ich mich gleich am nächsten Tag scheiden lassen muss, wenn es keine nette Frau ist.“

(Afghane, 21 Jahre, Int. 02: 239)

Eine offenere Auffassung bezüglich der Partnerwahl vertreten die Afghanin Gandum und die Syreerin Alaa. Für Gandum ist bei der Partnerwahl „Liebe“ ausschlaggebend, ganz im Sinne des romantischen Eheideals, und für die Syreerin Alaa ist vor allem der Glaube an einen Gott entscheidendes Kriterium für einen potenziellen Ehepartner. Beide schließen daher die Ehe oder Partnerschaft mit einem Christen nicht aus:

Int.: „Wie stellen Sie sich einen guten Partner vor? (...) Spielt Kultur eine Rolle? Können Sie sich vorstellen, dass Sie sich auch in einen Österreicher verlieben?“

Gandum: „Für mich ist nicht sehr wichtig, ob Österreich oder Afghane, sondern jemand, der mich liebt.“

Int.: „Wäre es wichtig, dass er die gleiche Religion hat oder spielt das auch keine Rolle?“ (...)

Gandum: „Für mich ist das egal, wenn er liebt mich und sieht, ich habe ein Kopftuch, dann hat er mich auch so akzeptiert.“
(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 167ff.)

Alaa: „(...) Also für mich ist es ganz egal, Hauptsache, die Person glaubt an Gott, das ist viel wichtiger! Also er oder sie muss gläubig sein, muss nicht unbedingt Moslem sein. Ich interpretiere das so, dass im Koran steht, Hauptsache, die Person glaubt an Gott. Für mich ist das deshalb kein Unterschied.“
(Syrierin, 23 Jahre, Int. 04: 202)

Es gibt nur eine Interviewpartnerin, nämlich die Syrierin Nadja, die explizit keinen Mann aus ihrem eigenen Kulturkreis als Partner haben möchte. Auch die Religion spielt bei der Partnerwahl keine Rolle, denn sie kann sich einen österreichischen Partner durchaus vorstellen. Sie beobachtet, dass arabische Männer in Österreich respektlos gegenüber Frauen seien und zudem keine Arbeit bzw. keinen beruflichen Erfolg hätten, wodurch sie unattraktiv seien:

Nadja: „Aber ich habe kein Problem damit, ob er Österreicher ist oder nicht. Aber ich habe ein Problem mit arabischen Leuten. Weil, manchmal sind sie nicht so gut. Sie sind, – sie haben, – ich weiß nicht, ich verstehe es nicht. Sie haben vielleicht keinen Respekt vor einer Frau. Sie kommen nicht aus Damaskus. Und sie sind nicht erfolgreich. Es ist sehr schwierig, einen erfolgreichen arabischen Mann zu finden. Sie sind alle ohne Arbeit. Und sie haben nichts zu tun. Obwohl, so viele Leute haben so viel Geld von Syrien gehabt. Bis jetzt hatten sie so viel Geld. Aber Geld spielt für mich keine Rolle. Wenn du keine Arbeit hast, – was mache ich mit deinem Geld? Ich möchte einen Mann mit einer Arbeit. Ja. Er kann zu mir kommen!“
(Syrierin, 24 Jahre, Int. 09: 183)

4.2.3 Eheschließung und Scheidung im Kontext der Flucht

Wie schon im Kapitel „Ankunft in Österreich“ angerissen, kann die Flucht auch Auslöser oder „Katalysator“ dafür sein, dass sich die formalen Familienbeziehungen ändern, dass etwa Ehen geschlossen oder aufgelöst werden, Männer dadurch Ehefrauen aus dem eigenen Kulturkreis haben und Frauen erst im Rahmen von Familiennachzug einreisen. So plant mancher unverheiratete Syrer oder Afghane von Österreich aus, eine Frau aus seinem Kulturkreis zu heiraten, die er im Anschluss über den Familiennachzug nach Österreich holt. In den Fokusgruppen gab es zwei Männer, die davon berichtet haben, dass sie dies so praktiziert hätten. Ahmad, ein 33-jähriger Syrer, gibt sogar an, dass er eine Heirat vorgetäuscht habe, damit seine Partnerin als Ehefrau einreisen könne. Die Verlobung selbst habe kurz und knapp telefonisch stattgefunden, er habe gesagt: ‚Ich will sie‘. Der Frage, ob sie davor bereits in Syrien ein Paar gewesen seien, weicht er aus. Nach der Ankunft seiner Partnerin in Österreich heirateten die beiden jedenfalls und haben bereits ein Kind:

Ahmad: „Ich habe hier angegeben, dass ich verheiratet bin, obwohl wir nicht verheiratet waren. Und hier haben sie mir geglaubt, dass wir verheiratet sind, und so habe ich meine Verlobte von dort geholt und haben hier einen Ehevertrag gemacht.“

Int.: „Haben Sie hier geheiratet?“

Ahmad: „Ja. Wir haben hier geheiratet.“

Int.: „Und wie lange waren Sie da zusammen damals?“

Ahmad: „Ich kenne die Familie seit 15 Jahren, weil der Bruder von meiner Frau ist mit meiner Schwester verheiratet.“

Int.: „Also waren sie jetzt acht Wochen zusammen oder zehn Jahre?“

Ahmad: „Wir waren nur einen Monat verlobt. Ich war in Griechenland, habe angerufen und habe gesagt ‚ich will sie‘ und – also telefonisch!“

Int.: „Wen haben Sie angerufen, den Vater von Ihrer Frau?“

Ahmad: „Ja.“

(Syrer, 33 Jahre, Int. 06: 248ff.)

In derselben Fokusgruppe verkündet der 19-jährige Omer kurz darauf: „Ich bin verlobt“. Er war mit seiner Partnerin bereits in Syrien ein Paar, er ist nach Österreich geflüchtet und sie blieb zunächst in Jordanien, um später in Jordanien zu heiraten und als seine Ehefrau nach Österreich nachzukommen. Seine zukünftigen Schwiegereltern haben ihre Erlaubnis erteilt, fordern allerdings, dass er zuerst in Österreich erwerbstätig wird:

Omer: „Ich bin verlobt!“

Int.: „Ach, das wissen wir ja noch gar nicht.“

(lacht ein bisschen)

Omer: „Es ist noch nicht offiziell.“

Int.: „Und sie ist noch in Syrien?“

Omer: „Sie ist in Jordanien.“

Int.: „Okay. Und Sie waren aber schon ein Paar, also sind schon zusammengewesen, –“

Omer: „Ja. Wir waren zusammen in Damaskus und dann danach ist sie nach Jordanien gegangen und ich nach Europa, nach Österreich. (...) Ich habe (die Eltern meiner Verlobten) gefragt, und sie haben zu mir gesagt, wenn ich Arbeit habe hier in Österreich, dann kann ich sie heiraten und kann eine Familienzusammenführung machen und sie kommt nach Österreich. Wichtig ist, dass ich Arbeit habe.“

(Syrer, 19 Jahre, Int. 06: 266ff.)

Andererseits kann – wie schon weiter oben erwähnt – eine autonome Partnerschaftsentscheidung, die also ohne die Familie getroffen wurde, Auslöser der Flucht sein. So musste die Afghanin Fatima, die sich der von ihrer Herkunftsfamilie arrangierten Ehe widersetzte, mit ihrem selbst gewählten Ehemann fliehen, da ihnen Gewalt von den Herkunftsfamilien drohte. Auch kann die Flucht selbst zum Auslöser einer Scheidung

werden, wie bei der Afghanin Sogand, die sich in Österreich von ihrem gewalttätigen Ehemann scheiden ließ. Im Iran, wo sie gelebt hat, hätte sie durch eine Scheidung ihre Kinder verloren, weshalb sie die Scheidung aufgeschoben hat:

Sogand: „Ich hab schon zwei Jahre im Iran mit meinem Mann Probleme gehabt und wollte mich scheiden lassen, aber die Gesetze im Iran lauten so, dass der Mann berechtigt ist, die Kinder zu bekommen, und deswegen, ich wollte meine Kinder nicht verlieren, darum war es in Österreich für mich leichter, das zu machen und das Gesetz hat mir die Kinder überlassen.“

(Afghanin, 28 Jahre, Int. 07: 9)

4.2.4 Erlebte Freiheit und Annäherung an die Geschlechterrollen der Aufnahmegesellschaft

Die stärker ausgeprägte Gleichstellung von Frauen in Österreich gegenüber jenen, die aus Afghanistan und Syrien gekommen sind, wurde bereits im Literaturteil dieser Studie dargestellt (vgl. Kapitel 2.4). Auch in den Interviews nimmt dieses Thema einen großen Raum ein. Den Interviewpartner/innen sind die Unterschiede bei der Gleichstellung zwischen Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft größtenteils bewusst und sie thematisieren diese zum Teil von selbst. Es werden dabei Unterschiede innerhalb von Partnerschaften und in der Gesellschaft ganz generell angesprochen. Häufig fällt dabei der Begriff der „Freiheit“, der sich zumeist auf die Position der Frauen in den demokratischen und pluralistischen Gesellschaften bezieht.

Diese Unterschiede in den Geschlechterrollen werden zum Großteil positiv erlebt, insbesondere Frauen schätzen die aus ihrer Sicht gleichberechtigte Position von Frauen in der Aufnahmegesellschaft. Männer äußern sich häufig neutral, aber auch vereinzelt positiv zu den hiesigen Normen und Vorstellungen

über die Rolle von Männern und Frauen. Explizit negativ äußert sich keiner der Männer zur Rolle der Frau in der Aufnahmegesellschaft, was aber durchaus mit der sozialen Erwünschtheit des Antwortverhaltens in der Interviewsituation zusammenhängen kann. Teilweise wird auf die Differenz zwischen „hier“ (in Österreich) und „bei uns“ (z. B. in der syrischen Kultur) verwiesen, wie dies der 51-jährige Syrer Marwan tut. Er beschreibt die Rolle des Mannes als Oberhaupt der Familie in der syrischen Kultur im Gegensatz zur Freiheit der Frau in Österreich, verzichtet aber auf eine Bewertung:

Marwan: „Hier (in Österreich) sehen wir, dass die Frau ein sehr unabhängiges, freies Leben führt. Auch, wenn sie verheiratet ist. Also der Mann hat nicht so viel mitzureden bei den Entscheidungen, die die Frau trifft. Bei uns ist das anders, da entscheidet der Mann schon mit. Und die Frau (hat) da nicht so viele Freiheiten, weil der Mann auch Einfluss auf ihre Entscheidung hat. Das ist halt das Patriarchat. Man hat das Oberhaupt zu Hause, der Mann ist der Mann und hat halt die autoritäre Rolle, die dominantere Rolle und spielt schon eine große Rolle, was die Entscheidungen oder das Leben der Frau angeht. Oder Familie generell.“
(Syrer, 51 Jahre, Int. 03: 165)

Auch der 52-jährige Afghane Mustafa verwendet den Begriff der „Entscheidung“, um zu beschreiben, wie die Geschlechterrollenaufteilung in seinem Herkunftsland praktiziert wird. Entscheidungshoheit hat jedenfalls das männliche Familienoberhaupt, und auch ansonsten stellt er die Rollenverteilung traditionell dar, indem sich das Paar in eine Ernährerrolle (Mann) und eine haushaltliche Fürsorgerolle (Frau) aufteilt:

Mustafa: „In Afghanistan ist es üblich, dass der Mann alle Entscheidungen trifft. Der Mann geht arbeiten, die Frau ist zu Hause und der Mann entscheidet, was gekauft wird und was nicht.“
(Afghane, 52 Jahre, Int. 01: 89)

Im Unterschied zu Marwan stellt Mustafa aber nicht nur seine gewohnten Normen vor, sondern er nimmt Bezug zur Aufnahmegesellschaft, in der er seit zwei Jahren lebt. Er fragt die Interviewer/innen, wie sich die Machtverhältnisse in Paarbeziehungen in Österreich überhaupt gestalten, ob Frau und Kinder „so was wie Eigentum“ vom Mann seien:

Mustafa: „Ich habe eine Frage. Ich möchte wissen, – weil im Islam ist es so, dass die Frau eigentlich etwas Privates für den Mann ist, so was wie das Eigentum. Und auch die Kinder gehören dann automatisch dazu, wie ist es in Österreich?“
(Afghane, 52 Jahre, Int. 01: 132)

Den geflüchteten Syrerinnen und Afghaninnen ist die deutlicher gleichberechtigte Stellung der Frauen in Österreich bewusst und sie erleben diese als sehr positiv. Die junge Afghanin Armaghan sieht eine gleichberechtigte Situation für Frauen in der österreichischen Gesellschaft, und die Syrerin Naya meint sogar, dass Frauen in der Aufnahmegesellschaft „an oberster Stelle“ stünden; sie fühle sich daher „viel wohler“. Dahingegen weist die Syrerin Nadja darauf hin, dass es auch in Österreich nicht in allen Bereichen eine Gleichstellung der Geschlechter gebe, und spricht die ungleiche Bezahlung in der Erwerbswelt an:

Armaghan: „Im Iran und in Afghanistan gibt es keine Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen, und Männer stehen immer an erster Stelle und Frauen an zweiter Stelle. Entweder der Mann oder der Vater, einer steht immer über dir. Aber in Österreich ist es nicht so, da gibt es wirklich Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen. Frauen haben gleiche Rechte.“
(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 141)

Naya: „Also in Syrien ist es schon so, dass der Mann in einer höheren Position in der Gesellschaft ist, mit Verantwortung, und sozusagen das letzte Wort hat. Und die Rechte der Frauen gehen verloren. Hier ist es schon so, hier ist die Frau an der obersten

Stelle, finde ich. Und das finde ich gut, ich fühle mich dadurch auch viel wohler, dass man die Frau mehr schätzt hier.“

(Syreerin, 38 Jahre, Int. 04: 130)

Nadja: „Und ich mag es, hier zu leben. Hier ist mehr Freiheit. Und mehr Gerechtigkeit zwischen Frau und Mann. Aber ich habe gehört, die Frau verdient weniger hier als der Mann.“

(Syreerin, 24 Jahre, Int. 09: 131)

Wie spielen die unterschiedlichen Strukturen im neuen Alltag der Geflüchteten nun zusammen? Einige Frauen und Männer geben an, dass sich die Geschlechterrollen und Machtstrukturen in den Partnerschaften bereits an die Normen und Werte der Aufnahmegesellschaft angenähert hätten; dies betrifft entweder die eigene Partnerschaft oder die der Eltern. So erzählt beispielsweise der gerade zitierte Afghane Mustafa, der beschrieben hat, dass die Frau in seiner Herkunftskultur „Eigentum“ des Mannes sei, der wiederum alle Familienentscheidungen treffe, dass seine Frau, seit sie in Österreich leben, bei Entscheidungsprozessen miteingebunden werde. Vorerst macht er aber noch einmal die Unterschiede deutlich:

Mustafa: „In Afghanistan hat das Leben zwei Seiten. Einmal kulturell und einmal religiöse Situation. Frauen dürfen in Afghanistan nicht arbeiten. Alle Ausgaben wie der Einkauf, was man anzieht, was gekauft wird, das entscheidet alles der Mann. Die Frau macht nur den Haushalt. Also wenn eine Frau ein Baby stillt und wenn sie entscheidet, dass sie ab heute das Kind nicht mehr stillt, muss der Mann ihr gegen Bezahlung, – die Frau muss gegen Bezahlung das Kind weiter stillen, weil das Kind dem Mann gehört. Im Islam ist die Frau eigentlich so was wie (...) ein „Geschenk“ in den Händen des Mannes. (...) Und weil der Mann die Frau versorgt mit dem Essen, mit dem Anziehen, mit der Miete und dem allen, – weil der Mann für das alles aufkommt, hat er auch dementsprechend mehr Rechte. (...) Jetzt in Österreich, in der jetzigen Situation, wenn ich etwas kaufen möchte, dann berate

ich mich mit meiner Frau.“

(Afghane, 52 Jahre, Int. 01: 97)

Eine weitere gravierende Änderung im Geschlechterverhältnis in Partnerschaften drückt sich bei der Thematik der physischen Gewalt aus. Wie im Literaturteil bereits dargestellt, ist physische Gewalt gegen Frauen in Syrien und besonders in Afghanistan sowohl weitverbreitet als auch von einem Großteil der Bevölkerung sozial akzeptiert – von Männern und Frauen. Auch in den Interviews war zu hören, dass männliche Gewalt im Familienkontext „in der afghanischen Kultur etwas ziemlich Gewöhnliches“ sei, so formuliert es die 20-jährige Afghantin Fatima. Auch andere Interviewpartner/innen, hauptsächlich aus Afghanistan, haben dieses Thema von sich aus angesprochen und berichtet, dass die physische Gewalt gegen Frauen und Kinder ausgehend vom Ehemann bzw. Familienvater nun nachgelassen oder aufgehört habe, seit sie in Österreich angekommen sind. Hauptursache dafür seien die gesetzlichen und gesellschaftlichen Sanktionen in der Aufnahmegesellschaft bei Gewalt. Diese sind sowohl den afghanischen Frauen als Stärkung ihrer Position als auch den afghanischen Männern als Abschreckung bewusst. Fatima zum Beispiel beschreibt den Begriff der Freiheit in dem Sinn, dass sie keine physische Gewalt von ihrem Ehemann mehr erlebt, seit sie in Österreich sind. Sie führt dies auf den Einfluss der herrschenden sozialen und gesetzlichen Normen in der Aufnahmegesellschaft zurück („der Ehemann weiß, dass man hier nicht Gewalt anwenden darf“), die sich von ihrem Herkunftsland unterscheiden („wenn alle das machen, dann ist das was Normales“):

Fatima: „Die Freiheit hier, – (es) ist nicht wichtig, dass ich ohne Tücher bin, ohne Hidschab laufe, das für mich nicht so eine richtige Bedeutung hat. Was es hier gibt, diese Freiheit, dass zum Beispiel die Familie oder der Ehemann weiß, dass man hier nicht Gewalt anwenden darf. Und ich hab die Freiheit hier in dem Sinne.“

Int.: „Haben Sie Gewalterfahrung?“

Fatima: „Ich hab die Erfahrung, doch, aber nicht in diesem Ausmaß, und ich glaube, in der afghanischen Kultur ist das

etwas ziemlich Gewöhnliches, dass man da so etwas macht. Auch von der Familie von dem Mann habe ich ein bisschen die Erfahrung schon gemacht, aber nicht in einem großen Ausmaß. (...) (lacht verlegen) Ich glaube, dass das in der Kultur von Afghanen steckt, dass die Frauen keine Freiheit haben und die Männer sind überhaupt von der Familie und quasi Herrscher.“

Int.: „Hat sich was geändert in Ihrem Partnerschaftsleben seit Sie hier sind? (...) Auch in Bezug auf Gewalt?“

Fatima: „Ja.“

Int.: „Sie sagten, Ihr Mann weiß jetzt, dass er keine Gewalt ausüben darf in Österreich. Hat er das auch gewusst, bevor Sie hergekommen sind, und ist das der Grund, warum er das nicht mehr tut?“

Fatima: „Ich glaube, es hat mit der Gesellschaft zu tun. Hier sieht man, dass sowas nicht üblich ist, man hält sich daran. Aber in der Gesellschaft dort, wenn alle das machen, dann ist das was Normales und jeder macht das.“

(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07: 27ff.)

Ganz ähnlich berichtet Armaghan. Ihr Vater sei seit der Flucht nicht mehr gewalttätig gegenüber seiner Ehefrau und den Kindern. Während sich in Afghanistan niemand für häusliche Gewalt interessiert habe („niemand kommt und fragt ‚warum hast du deine Frau geschlagen?‘), gebe es hier ‚dieses Gesetz‘. Und die Frauen wüssten davon ‚und kennen ihre Rechte‘. Der 30-jährige Afghane Rashed bezieht sich hingegen nicht auf Gesetze, sondern ihn hat der Aufenthalt in Österreich zur inneren Reflexion mit dem Gewaltthema motiviert. Es bleibt unklar, ob er seine Frau geschlagen hat, als sie noch in Afghanistan lebten. Jedenfalls möchte er seine Frau und Kinder nicht schlagen, weil ihn die Gedanken an seine Mutter, die von seinem Vater Gewalt erfahren hat, traurig machen:

Rashed: „Die Familiensituation in Afghanistan ist ganz anders als in Österreich. In Afghanistan sind die Frauen weniger wert. Meine Mutter wurde des Öfteren von meinem Vater geschlagen. Und ich bin jetzt hier mit meiner Frau und ich habe ein ganz leichtes Leben hier in Österreich, ganz anders. Wenn ich zurückdenke, wie meine Mutter so viel gelitten hat damals, das tut mir sehr leid jetzt. Deswegen möchte ich umso netter zu meiner Frau und zu meinen Kindern sein.“

(Afghane, 30 Jahre, Int. 01: 79)

Doch nicht alle afghanischen Männer ändern ihr gewalttätiges Verhalten gegenüber der Familie mit der Ankunft in der Aufnahmegesellschaft. Die dreifache Mutter Sogand kam mit dieser Hoffnung nach Österreich und ließ sich schließlich hier mithilfe der Behörden scheiden, als ihr Mann mit den Übergriffen fortfuhr. Dies hatte allerdings zur Folge, dass sich ihre in Österreich lebenden Geschwister von ihr distanzieren, wie sie an einer anderen Stelle des Interviews ausführte:

Int.: „Welche Probleme haben Sie denn mit Ihrem Mann gehabt, die dann dazu geführt haben, dass Sie sich scheiden lassen wollten?“

Sogand: „Er hat mich ja oft geschlagen, er hat mich beschimpft und er hat mich immer in Verdacht gehabt, dass ich etwas Falsches mache.“ (...)

Int.: „Ihr Mann war ja gewalttätig, haben Sie das in Österreich zur Anzeige gebracht?“

Sogand: „Ja. (...) Im Camp wurde ich ja geschlagen und dann sind wir ins Flüchtlingsheim gekommen. Und er hat mich dort wieder geschlagen. Und danach, als es dann passiert ist und ich mich beschwert habe und die Polizei gekommen ist, zu dieser Zeit haben wir uns getrennt.“

(Afghanin, 28 Jahre, Int. 07: 54ff.)

Die Veränderungen hin zu mehr Gleichstellung für Frauen in Partnerschaften werden von den geflüchteten

Frauen durchwegs positiv erlebt. Dennoch erkennt die Syrerin Sham für sich auch Aspekte dieses Wandels, die herausfordernd sind. Sie müsse sich an die größere Verantwortung und die damit verbundene Arbeit erst gewöhnen, möchte den Wandel in den Geschlechterrollen aber nicht mehr missen:

Sham: „Es gibt hier natürlich die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau, aber ich finde, es ist anstrengender für die Frau hier als in Syrien. In Syrien habe ich mich natürlich überwiegend um den Haushalt gekümmert, aber die meiste Verantwortung hatte der Mann oder musste der Mann halt haben. Wenn es zum Beispiel Rechnungen gab oder Einkäufe. Die Frau war eher das verwöhnte Glied. Hier ist es ganz anders. Hier hat die Frau auch so viel Verantwortung. Da der Mann hier den ganzen Tag arbeitet, bin ich für alles verantwortlich, Rechnungen, Kinder, Haushalt. Das ist sehr anstrengend, aber hat auch viele positive Seiten. (...) (lacht freundlich) Ich habe mich daran gewöhnt, jetzt hier so zu leben.“
(Syrerin, 37 Jahre, Int. 04: 130)

Vereinzelt relativieren die Interviewpartnerinnen die Unterschiede zwischen den Geschlechterrollen der Aufnahme- und Herkunftsgesellschaft. Dies sehen zwei Syrerinnen so, Sham und Alaa. Beide betonen, dass Syrien eine „gemischte Gesellschaft“ sei und man in Paarbeziehungen auch durchaus mal diskutiert habe, „ohne dass man dem Mann Recht geben muss“ – aber natürlich gebe es „Grenzen, was die Beziehung zwischen Mann und Frau angeht“. Man könnte dies als Freiheit innerhalb der Grenzen der herrschenden Normen bezeichnen:

Sham: „In Syrien war das ja nicht anders. Die Gesellschaft war gemischt, man hatte völlige Freiheit. Natürlich gibt es Grenzen, was die Beziehung zwischen Mann und Frau angeht, aber das ist an sich kein Problem.“
(Syrerin, 37 Jahre, Int. 04: 95)

Alaa: „Eigentlich sehe ich keine Unterschiede, denn wir haben in einer gemischten Gesellschaft gelebt. Da war es nicht so, dass der

Mann unbedingt das Wort hatte, sondern wirklich, – Mann und Frau haben sich immer abgesprochen, wir haben diskutiert und uns einigen können. Also wenn einer zum Beispiel einen anderen Standpunkt vertreten hat, hat man das ausdiskutiert, ohne dass man dem Mann Recht geben muss.“

(Syrerin, 23 Jahre, Int. 04: 130)

Die Syrerin Nadja gibt zu bedenken, dass die plötzliche Freiheit für manche Frauen, die in Syrien in unterdrückten familiären Verhältnissen gelebt hätten, früh heirateten und Kinder bekamen, eine Überforderung darstelle, mit der sie nicht gut umgehen könnten, und sie es in ihren Augen übertreiben. Sie kritisiert die „verrückten“ Frauen, die „nur rauchen, trinken, bis zwei Uhr in der Früh“, und die Männer, die trotz Familie ein Bordell besuchen. Zudem würden geflüchtete Männer und Frauen die weitaus unkompliziertere Möglichkeit der Scheidung in Österreich häufig nutzen, um die „neuen Freiheiten“ zu leben. Viele Ehen der Geflüchteten würden unter den Normen und Werthaltungen der Aufnahmegesellschaft plötzlich auseinanderbrechen:

Nadja: „Die Frauen, die jetzt hier sind, die wollen mit jedem und allen Männern sprechen. Sie wollen das Kopftuch nicht tragen. Okay, ich bin dafür, mache, was du willst. Aber das ist so viel jetzt. Weil, sie waren im Gefängnis, Familie und so. Und jetzt können sie alles machen. Sie können alleine fortgehen zum Beispiel. Das ist nicht, – ich kann mich mit diesen Frauen nicht unterhalten. Sie sind sehr verrückt. Sie wollen nur rauchen, trinken, bis zwei Uhr in der Früh. Das ist nicht gut, es ist schlecht, sie haben keine Future, keine Zukunft. Und sie haben auch Kinder, und sie wollen die Kinder nicht, weil in Syrien hat die Familie vielleicht gesagt, du musst heiraten mit 18 oder mit 19. Das ist verrückt, wenn eine Frau mit 18 oder 19 heiratet. (...) Und hier wollen sie sich dann trennen, und der Mann will sich auch trennen. Weil hier kann er alles machen. Und ich habe gehört, – ich hab das nicht selbst gesehen, aber ich habe gehört, so viele Syri-Leute, Iraki, Afghanistan, sie

gehen zu diesem Haus, Puff heißt das? Ja? Jetzt alles, – (lacht) sie gehen, obwohl sie Familie zu Hause haben.“
(Syreerin, 24 Jahre, Int. 09: 125)

4.2.5 **Aufteilung von Hausarbeit ist und bleibt traditionell**

Die Interviews zeigen, dass Hausarbeit vor der Flucht und auch danach in Österreich vorrangig in Frauenhand ist, in einigen wenigen Familien unserer Interviewpartner/innen beteiligt sich der Mann fallweise an der Hausarbeit. Die geschlechtsspezifische Aufteilung zeigt sich sowohl zwischen Eheleuten als auch unter Geschwistern. Freilich ist innerhalb der österreichischen Mehrheitsgesellschaft ebenfalls keine ausgewogene Arbeitsteilung gegeben, allerdings kann dieses starke Ungleichgewicht in den Familien der Geflüchteten die Integration von Ehefrauen und Müttern erschweren, da die Frauen stärker „ans Haus gebunden“ sind und weniger am sozialen Leben in Österreich sowie an Weiterbildung partizipieren können:

Int.: „Lernen Sie andere Familien über Kinder, Schule, Kindergarten kennen? Ist das leicht, geht das gut? Haben Sie da Erfahrungen?“

Naya: „Nein, weil ich nämlich nie Zeit habe. Ich bin sehr mit den Kindern beschäftigt. Also das ist schwierig. Ich habe fünf Kinder und mein Mann Deutschkurs und ich koche. Arabische Männer lieben Essen. Ich verbringe sehr viel Zeit in der Küche, mindestens zwei Stunden, bis ich das Essen auf den Tisch bringe.“
(Syreerin, 38 Jahre, Int. 04: 170f.)

Die starke Einbindung der Frauen in die Haushaltsarbeit beginnt bereits als Mädchen in der Herkunftsfamilie, wie es auch die jungen Syrerinnen Elisa und Melissa erzählen:

Int.: „Ich habe noch eine letzte Frage an euch beide. Ihr habt beide erzählt, dass ihr jeden Tag im Alltag Hausarbeit macht. Ist das etwas, was eine Regel ist zu Hause, wird das

von den Eltern erwartet, dass ihr auch Hausarbeit macht?“

Elisa: „Ich muss es nicht machen, aber wenn ich meine Mutter sehe, sie ist müde, dann mach ich das. Vielleicht koche ich, vielleicht werde ich das Haus sauber machen, ich helfe meiner Mutter.“

Melissa: „Es gibt keine Regel, ich muss das machen.“

Int.: „Haben Sie das schon immer gemacht?“
Elisa: „Ja.“
(Syreerinnen, 17 und 18 Jahre, Int. 05: 286ff.)

4.2.6 **Elternschaft: Stellenwert von Kindern, Erziehung und Eltern-Kind-Beziehung**

In diesem Abschnitt wird zu Beginn der generelle Stellenwert von Kindern für die Erzählpersonen aus Syrien und Afghanistan beleuchtet. Danach wird auf die Mutter- und Vaterrolle aus der Perspektive von geflüchteten Eltern und Kindern eingegangen. Im dritten Abschnitt werden geschlechtsspezifische Unterschiede bei der Erziehung von Söhnen und Töchtern thematisiert, und der letzte Abschnitt befasst sich mit etwaigen Annäherungen an die Erziehungskultur des Aufnahmelandes.

4.2.6.1 **Der Stellenwert von Kindern – zwischen Liebe und Kapital**

Wie schon oben erwähnt, sind eigene Kinder bei fast allen Erzählpersonen ein fixer und wichtiger Bestandteil der Lebensplanung. Viele haben bereits mehrere Kinder und beinahe alle Kinderlosen streben Elternschaft für die Zukunft an. Der Stellenwert von Kindern unterscheidet sich bei den Geflüchteten teilweise gravierend von jenem in westlichen Industriegesellschaften. Kinder werden durchaus auch als ökonomische Absicherung der Eltern angesehen und ein älterer Afghane erläutert, dass das Kind in Afghanistan Eigentum des Vaters sei; Hamed, ein anderer Afghane drückt den Aspekt der

Absicherung durch eigene Kinder relativ direkt aus: „Kinder sind das Kapital der beiden (Mann und Frau).“ Trotz dieser pragmatisch anmutenden Sichtweise auf Kinder und Elternschaft wird die Liebe und Zuneigung zu den eigenen Kindern und der emotionale Wert von Kindern stark betont:

Hamed: „Ledige Menschen wie diese zwei Herren hier (Anm.: kinderlose Männer in der Fokusgruppe) verpassen etwas im Leben, weil sie eben keine Kinder haben, keine Frau haben, weil, was, wenn er, – die Zeit vergeht ja so schnell? – was, wenn er plötzlich 50 ist, aber er hat es gar nicht im Leben für sich gemacht? (...) Mir kommen jetzt die Tränen, denn ich habe einen Freund, der seit zehn Jahren verheiratet ist. Aber dieser Freund und seine Frau können keine Kinder bekommen. Der liebe Gott hat ihnen bis jetzt noch kein Kind geschenkt und deshalb kommen mir die Tränen, weil ich dann glücklich bin, dass ich selber Kinder habe.“
(Afghane, 37 Jahre, Int. 01: 163)

Wie bereits weiter oben dargestellt, haben sowohl Syrer/innen als auch Afghan/innen durchschnittlich mehr Kinder als die Bevölkerung der Aufnahmegesellschaft. Dieser Unterschied wird von den Erzählpersonen öfter thematisiert. Sie versuchen Erklärungen dafür zu finden, wie der Syrer Marwan. Er meint, wie einige andere, dass es in Österreich aus finanziellen Gründen schwieriger sei, viele Kinder zu haben als in ihrem Herkunftsland, was er sich mit einem ausgeprägten Materialismus in der Aufnahmegesellschaft erklärt, den er durchaus kritisch bewertet:

Marwan: „Also die Araber haben eben generell eine sehr große Familie. Und hier in Österreich hat man vielleicht mal zwei Kinder. Aus finanziellen Gründen. Und bei uns ist es so, wir bringen viele Kinder auf die Welt, erstens, weil wir Kinder lieben natürlich, aber auch, weil für uns diese materiellen Dinge keine große Bedeutung haben. Für uns ist es wichtig, dass wir die Gefühle

zeigen, die wahre Liebe sozusagen. Und hier in Österreich versucht man, so gut es geht, das Kind mit materiellen Dingen zufriedenzustellen. Und deshalb, glaube ich, geht die Frau dann auch arbeiten oder beide Eltern, und das Kind ist dann in der Zeit im Kindergarten oder in der Kinderkrippe, um den Kindern dann später finanziell etwas bieten zu können. (...) Weil, hier fokussiert man sich sehr auf die materiellen Dinge, auf teure, wertvolle Dinge. Und bei uns ist es so, wir versuchen das so gut, wie es geht, mit einfachen Dingen rüberzubringen. Also wenn es auch nur ein Bonbon oder etwas anderes Einfaches ist. Damit zeigen wir unsere Liebe, und das kommt auch an.“
(Syrer, 51 Jahre, Int. 03: 171)

Angesprochen werden ebenso Unterschiede bei der Kindererziehung und -betreuung. In Österreich sei es deutlich schwieriger, Kinder aufzuziehen als im Herkunftsland, weil auch Mütter für den Lebensunterhalt der Familie arbeiten müssten und weil Elternschaft in der Aufnahmegesellschaft stärker reguliert und mit mehr Verpflichtungen verbunden sei, wie ein Vater von fünf Kindern ausführt:

Mustafa: „Kindererziehung ist sehr schwer. Hier ist die Erziehung der Kinder sehr schwer, weil in Afghanistan, da können die Kinder auf der Straße stundenlang spielen, aber hier muss man schauen, dass das Kind in den Kindergarten kommt, dass das Kind in die Schule kommt, man muss immer aufpassen, dass alles mit den Kindern passt.“
(Afghane, 52 Jahre, Int. 01: 148)

Bei einigen Geflüchteten zeigt sich bereits eine Anpassung der idealen Kinderzahl an jene der Aufnahmegesellschaft. Sie wollen weniger Kinder haben als in ihrem Herkunftsland üblich:

Rashed: „Ich habe zwei Kinder und ich möchte auch keine weiteren bekommen, weil das Leben hier so schwer ist, schwer genug

ist. Und ich möchte, dass ich auf meinen eigenen Beinen stehe, meine Frau auch.“
(Afghane, 30 Jahre, Int. 01: 148ff.)

4.2.6.2 Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Elternschaft

Die Unterschiede bei den Rollen von Müttern und Vätern werden sowohl vonseiten der Eltern als auch aus der Perspektive der Kinder immer wieder hervorgehoben, wobei Väter und Söhne in den Interviews traditionellere Einstellungen bezüglich der Rollenzuschreibung zeigen als die befragten Frauen. Die Rolle der Mutter wird klar mit emotionaler Nähe und Kommunikation verknüpft und jene des Vaters mit Autorität. Der Syrer Yassir erläutert die traditionelle Arbeitsteilung bei syrischen Eltern:

Yassir: „Es ist so, dass der Mann sehr wenig Zeit zu Hause verbringt aufgrund der Arbeit, nur ein paar Stunden. Und er spielt zu Hause so die dominantere, stärkere Rolle. Die Kinder sehen die Mutter viel mehr zu Hause, die verbringen viel mehr Zeit mit ihr und haben demnach auch eine andere Beziehung, eine nähere Beziehung zu der Mutter. Der Vater kommt wie gesagt nur für ein paar Stunden, weil er halt sonst immer arbeitet, und hat dann die dominantere Rolle. Also er ist derjenige, der dann vielleicht etwas verbietet oder bestraft oder vor dem die Kinder ein bisschen mehr Angst und Respekt auch haben.“
(Syrer, 44 Jahre, Int. 03: 99)

Aber nicht alle geflüchteten Eltern leben diese sehr traditionelle Arbeitsteilung. Sham – eine andere syrische Mutter – teilt sich die Betreuung der Kinder mit ihrem Mann auf, damit beide arbeiten bzw. sich weiterbilden können:

Sham: „Wir haben das so organisiert, dass mein Mann nachmittags arbeitet, also kann er vormittags für die Kinder

da sein, jetzt in den Sommerferien. Ich habe demnächst auch Kurse vormittags, also muss er sowieso für die Kinder da sein. Wir organisieren das so, dass immer jemand für die Kinder da ist.“
(Syrerin, 37 Jahre, Int. 04: 148)

Einige junge Männer aus Syrien wie Afghanistan heben die positive emotionale Beziehung zu ihrer Mutter hervor, was sich in Körperkontakt und Kommunikation über emotionale Themen äußert. Im Gegensatz dazu wird der Vater als Autoritätsperson dargestellt, vor der die Söhne Respekt und zu der sie ein eher distanzierteres Verhältnis haben:

Omer: „Ja, mit der Mutter kann man wirklich über alles reden. Und vor dem Vater hat man ein bisschen mehr Respekt, da kann man nicht über alles reden oder diskutieren.“
(Syrer, 19 Jahre, Int. 06: 216.)

Int.: „Und wenn ein Kind traurig ist jetzt in Afghanistan, zu wem geht man zum Körperkontakt oder Kuschneln? Gehe ich da auch zum Papa und lasse mich trösten? Und kuschle mit dem Papa? Oder gibt es Kuschneln nur mit der Mama?“
Jawad: „Mama!“

Jan: „Es gibt auch Leute, die lieber zum Papa gehen. Aber das gibt es wirklich sehr selten.“

Raz: „Sehr viele Leute gehen zur Mama.“
(Afghanen, 20 und 22 Jahre, Int. 02: 253ff.)

Sarvar: „Ja, es ist, – Vater ist Vater. Natürlich haben wir Respekt dem Vater gegenüber, weil, wenn man klein ist und einen Fehler macht, natürlich schimpft der Papa. Aber er will ja das Gute für uns.“

Jawad: „In Afghanistan hat man vor dem Vater sehr viel Respekt. Alle.“

Jan: „Afghanistan ist groß. Der Vater vertritt immer nach außen, oder? Und die Mutter ist zuständig für drinnen, für die Familie.“
(Afghanen, 20, 21 und 22 Jahre, Int. 02: 258ff.)

Während eine junge Afghanin ebenfalls meint, dass sie sich mehr mit ihrer Mutter austausche, meint eine andere, dass ihr verstorbener Vater zu dessen Lebzeiten ihr wichtigster Gesprächspartner gewesen sei:

Int.: „Gibt es was, was man eher der Mutter erzählt oder eher dem Vater, wie ist das so?“
Armaghan: „Ich sage mehr Sachen meiner Mama.“
Gandum: „Früher habe ich alles meinem Vater erzählt.“
(Afghaninnen, 18 Jahre, Int. 08: 317ff.)

4.2.6.3 Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Erziehung

Inwiefern in den Familien der Erzählpersonen geschlechtsspezifische Unterschiede in der Erziehung von Töchtern und Söhnen vorliegen, wird von den Eltern zumeist nur vage angedeutet. Eine Mutter sagt beispielsweise, dass sie bezüglich der kulturellen Unterschiede zwischen Aufnahme- und Herkunftsgesellschaft wegen ihrer Töchter besorgt gewesen sei, als sie nach Österreich kam. Diese Sorgen hätten sich allerdings zerstreut:

Halla: „Und was meine Töchter anbelangt, habe ich Angst gehabt, dass ich mit der Kultur, mit der Tradition, mit diesen ganzen gesellschaftlichen Faktoren nicht umgehen kann, weil das ja auch anders ist. Aber Gott sei Dank hat das trotzdem ganz gut funktioniert.“
(Syrerin, 40 Jahre, Int. 04: 125)

Einige Erzählpersonen betonen, dass sie sich für ihre Töchter neben Eheschließung und Familie auch Bildung

und einen Arbeitsplatz wünschen, wie Aki, ein syrischer Vater:

Int.: „Sie (zu Aki) haben zwei Töchter. Was wünschen Sie sich mal für Ihre beiden Töchter? Sollen die mal arbeiten oder für die Familie da sein, wenn es geht?“
Aki: „Also ich möchte natürlich, dass sie sich bilden und weiterbilden und arbeiten und heiraten und eine Familie gründen.“
(Syrer, 32 Jahre, Int. 03: 101)

Sogand, eine junge afghanische Mutter dreier Mädchen, hofft ganz besonders, dass ihre Töchter eine Ausbildung absolvieren und erwerbstätig werden, gerade weil sie selbst dazu nicht die Möglichkeit gehabt habe und weil ihr immer zum Vorwurf gemacht worden sei, dass sie keine Söhne geboren habe:

Sogand: „Für mich ist die Bildung der Kinder sehr wichtig, dass sie in die Schule gehen und später einen Beruf haben, dass sie hier auch Deutsch lernen, dass sie auch eine Arbeit haben, und für mich insofern ist wichtig, dass die Töchter was werden, weil mein Mann mir immer einen Vorwurf macht, ‚du kannst nur Töchter bekommen‘. Weil, sie wollen immer die Söhne dort. (...) In erster Linie wünsche ich mir, dass es den Kindern gut geht. Dass sie etwas erreichen. (kleine Pause) Dass sie nicht wie ich werden.“
(Afghanin, 28 Jahre, Int. 07: 104f.)

Nadja, eine junge Syrerin, sieht ganz eindeutig eine Ungleichbehandlung von Töchtern und Söhnen in der arabischen Kultur. Sie berichtet von ihren eigenen Erfahrungen als Tochter und Schwester und beschreibt ihren einzigen Bruder, den sie auf Deutsch als „Einzelsohn“ bezeichnet, als von der Mutter völlig verwöhnt und gänzlich unselbstständig im Vergleich zu seinen Schwestern:

Nadja: „Und mein Bruder ist ein Mama-Sohn. Und in Arabien ist das: Der Sohn ist ‚King‘. Niemand kann etwas Schlechtes über ihn sagen. Er hat alles. Er kann nicht Frühstück alleine machen, wirklich. Und er ist jetzt 26.“

Er kann das nicht machen. Er hat nie gearbeitet. Ich habe gearbeitet. Ich habe so viel gearbeitet! Als ich 17 Jahre war, habe ich alleine gewohnt, ich habe alleine alles gemacht. Das kann er nicht. Er ist jetzt wie ein Kind, Mamas Kind. Weil, wir sind zwei Töchter und ein Sohn. Und er ist Einzelsohn. Und sie geben ihm alles, was er will. (...) Die beiden leben zusammen. Er kann nicht alleine frühstücken (lacht). Sie muss immer für ihn verantwortlich sein. Ja, das ist lustig. Ich bin eine Frau und mache alles alleine und er kann nichts machen (lacht).“
(Syreerin, 24 Jahre, Int. 09: 30)

4.2.6.4 Kulturelle Annäherung bei der Kindererziehung

Immer wieder thematisieren die Erzählpersonen beobachtete Unterschiede bei der Kindererziehung zwischen Herkunftsgesellschaften und der Aufnahmegesellschaft. Die angesprochenen Unterschiede umfassen dabei die Einbindung von Kindern in Entscheidungen, Freiheit beim Eingehen von Partnerschaften und Anwendung von physischer Gewalt in der Erziehung. Teilweise lässt sich eine kulturelle Anpassung bei der Kindererziehung und den dazugehörigen Einstellungen feststellen. Einerseits erzählen junge Erwachsene, dass Väter seit der Ankunft in Österreich physische Gewalt unterlassen, und andererseits erzählen junge Männer, dass sie bewusst planen, ihre zukünftigen Kinder nicht zu schlagen:

Armaghan: „In Afghanistan ist es so in der Erziehung, die Eltern dürfen die Kinder schlagen, und mein Vater hat das gemacht, aber es ist normal in Afghanistan. Aber hier schlägt Papa nicht mehr und sein Respekt vor uns ist mehr geworden. Er benimmt sich besser.“
(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 141ff.)

Jan: „Wenn ich hier heiraten würde und Kinder bekommen würde, würde ich nie die Kinder schlagen.“
(Afghane, 22 Jahre, Int. 02: 248ff.)

Der junge Afghane Jan möchte zudem seinen zukünftigen Kindern entgegen den afghanischen Traditionen erlauben, eine Beziehung vor der Ehe zu führen. Seine Bedingung ist allerdings, dass er den/die Partner/in kennenlernt und dass die Beziehung stabil ist:

Jan: „Und wegen Freundin oder so, – wenn ich ein Kind habe, dann sage ich ‚du kannst schon eine Freundin oder einen Freund haben, aber du musst ihn oder sie zu uns nach Hause einladen, damit wir ihn oder sie kennen, nicht heute der und morgen der‘. Sondern der wird nach Hause gebracht und damit wir alle gemeinsam sitzen und aber er darf schon Freund oder Freundin haben. In Afghanistan gibt es Leute, die einen umbringen, wenn man eine Freundin hat.“
(Afghane, 22 Jahre, Int. 02: 248ff.)

Die Syreerin Naya, Mutter von fünf Kindern, würde es hingegen ablehnen, wenn ihre Töchter als Teenager eine Beziehung eingingen:

Int.: „Sie haben gesagt, Sie haben beobachtet, dass Beziehungen hier sehr früh eingegangen werden, 13, 14. Wenn Ihre Töchter jetzt früh Beziehungen eingehen würden, wäre das schwierig für Sie?“
Naya: (auf Deutsch): „Sehr schwierig! Sie muss leben als Kind, nicht als Frau!“
(Syreerin, 38 Jahre, Int. 04: 149f.)

Auch der Syrer Yassir, ein Vater von sechs Kindern, hat bezüglich der Themen Sexualität und Partnerschaft in der Erziehung seiner Kinder sehr traditionelle Ansichten. Er fürchtet sogar, dass seine Kinder in der Aufnahmegesellschaft (seiner Ansicht nach) negativen Einflüssen durch öffentliches Umarmen und Küssen ausgesetzt sind und zur Nachahmung verleitet werden:

Yassir: „Also was ich nicht akzeptieren würde, ist, – man sieht ja oft Pärchen auf der Straße, wie sie miteinander umgehen,

umarmen und küssen und so Sachen, also egal wo, in der U-Bahn oder wenn sie auf der Straße spazieren gehen. Und das finde ich nicht so schön, erst recht nicht, wenn Kinder dabei sind. Ich möchte nicht, dass meine Kinder das sehen, und ich möchte auch nicht, dass meine Kinder sich so verhalten. Also ich habe kein Problem damit, es ist auch völlig in Ordnung, wenn sie zeigen, dass sie ein Pärchen sind oder verliebt sind. Aber es gibt natürlich auch Grenzen, und die haben ja auch ein Zuhause. (...) Und wenn man so etwas sieht, dann stört das schon einige, und erst recht, wenn man dann ein Kind hat, einen Sohn, eine Tochter, das kann schon einen schlechten Einfluss auf die Kinder haben, das kann abgesehen werden.“

(Syrrer, 44 Jahre, Int. 03: 185ff.)

Auch Unterschiede bei der Einbindung von Kindern in Entscheidungen werden von einigen Afghanen thematisiert. Dabei gibt es Väter wie Rashed, der die Kinder bei Entscheidungen einbindet, seit er in Österreich lebt, und Väter wie Mustafa, der zwar seine Ehefrau, nicht aber die Kinder berücksichtigt:

Rashed: „Also bei mir, als ich geheiratet habe, – ich entscheide sehr viel mit meiner Frau. Und weil wir hier leben, haben unsere Kinder auch Entscheidungsfreiheit und Entscheidungsrecht, wenn wir etwas für die Familie kaufen wollen. (...) Wenn wir einen Fernseher kaufen wollen oder wenn wir Bekleidung kaufen wollen, dann müssen auch die Kinder mitentscheiden – nein, also ich höre natürlich mehr auf das ältere Kind, und das ist in diesem Fall meine Tochter. Aber ansonsten höre ich auf beide.“

Mustafa: „In Afghanistan ist es üblich, dass der Mann alle Entscheidungen trifft. Der Mann geht arbeiten, die Frau ist zu Hause und der Mann entscheidet, was gekauft wird und was nicht. Aber jetzt, in der jetzigen Zeit

(Anm.: seit sie in Österreich sind) haben wir uns auch weiterentwickelt, und jetzt darf die Frau mit dem Mann gemeinsam entscheiden. Und die Kinder haben aber kein Entscheidungsrecht.“

(Afghanen, 30 und 52 Jahre, Int. 01: 89f.)

Ein weiterer junger Afghane nimmt dazu Stellung, inwieweit afghanische Kinder, die in Österreich geboren werden, mit dem Einfluss beider Kulturen aufwachsen sollten. Er kenne „viele Afghanen“, die zwar hier geboren seien, aber „nur Deutsch“ sprechen. Dies kritisiert er offen. Man dürfe „seine eigenen Wurzeln nicht vergessen“ und müsse als Eltern durchaus „gegensteuern“ und, wie er sagt, eine gewisse „Demut“ gegenüber der afghanischen Kultur erwecken, so dass schließlich dem Verlust der kulturellen Identität in der Kindererziehung vorgebeugt werde:

Jawad: „Wenn ein Kind in Afghanistan auf die Welt kommt, dann lebt es in Afghanistan und hat ständig die afghanische Kultur vor Augen. Aber wenn ein Kind von zwei afghanischen Eltern hier auf die Welt kommt in Österreich, ja, – man muss dem Kind eben die afghanische Kultur näherbringen und mehr erzählen. Und man darf seine eigenen Wurzeln nicht vergessen. Und natürlich, eben wenn das Kind hier in Österreich lebt, nimmt sehr viel von der österreichischen Kultur auf, aber man muss eben ein bisschen dagegensteuern und mehr Demut geben, was die afghanische Kultur betrifft. (spricht auf Deutsch weiter:) Ich kenne viele Afghanen, die hier in Österreich, in Wien geboren sind und aufgewachsen sind. Aber die sprechen nur Deutsch, Afghanisch sehr wenige.“

(Afghane, 20 Jahre, Int. 02: 248ff.)

4.3 Bildung und Erwerb

In diesem Kapitel werden die Themenfelder Spracherwerb, Bildung und Erwerbstätigkeit analysiert. Das Erlernen der deutschen Sprache nimmt dabei den größten Raum ein, weil sich die meisten Erzählpersonen in einer Lebensphase befinden, in der der Spracherwerb vorrangig ist.

4.3.1 Deutschlernen im Zentrum des Lebensalltags

Für den Großteil der Geflüchteten steht zum Zeitpunkt der Interviews das Erlernen der deutschen Sprache im Zentrum ihres jetzigen Lebensalltags. Sie besuchen dafür entweder professionelle Sprachkurse, lernen (zusätzlich) zu Hause Deutsch und/oder lernen die Sprache durch Angebote von (ehrenamtlich tätigen) Privatpersonen. Einige von ihnen haben es aber noch nicht geschafft, an einem professionellen Deutschkurs teilzunehmen, teilweise sogar dann, wenn sie schon lange in Österreich leben. Das ist etwa der Fall bei dem 33-jährigen Syrer Ahmad, der bereits vor drei Jahren nach Österreich gekommen ist. Woran genau sein Bemühen um einen Deutschkurs gescheitert ist, bleibt dabei unklar:

Ahmad: „Ich arbeite nicht, versuche zurzeit Deutschkurse zu besuchen und die Sprache zu lernen. (...) Ich bin seit drei Jahren in Österreich. (...) Ich habe versucht, wirklich Deutschkurse zu bekommen vom AMS, aber bis jetzt habe ich keinen offiziellen Deutschkurs bekommen.“
(Syrer, 33 Jahre, Int. 06: 29)

Andere, die schon länger in Österreich leben, haben die deutsche Sprache bereits gut erlernt und suchen bzw. beginnen eine Ausbildung oder sind bereits erwerbstätig. Jedenfalls ist der grundlegende und weiterführende Spracherwerb für viele Erzählpersonen ein dringendes Bedürfnis; dies war ein dominantes Thema in den Interviews. Die Sprache diene dazu, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden,

um Kontakte zur Mehrheitsbevölkerung aufzubauen und nicht zuletzt, um eine Ausbildung und eine Erwerbstätigkeit aufnehmen zu können. Vor allem gehe es aber auch darum, sich nicht mehr „fremd“ zu fühlen in einem Land, in dem man „leben möchte“ und nicht nur „Urlaub macht“, wie es der Syrer Yassir beschreibt:

Yassir: „Also da ich erst seit einem Jahr ungefähr hier bin, fühle ich mich noch etwas fremd. Es braucht natürlich Zeit, sich zu integrieren und die Sprache zu lernen, um anzukommen. Also es ist nicht so, wie wenn man Urlaub macht. Ich war vorher, im Jahr 2000 war ich in Griechenland und habe dort Urlaub gemacht, auch in anderen europäischen Ländern, da habe ich schon viel gesehen. Aber das ist halt Urlaub, das ist was ganz anderes, als wenn man jetzt in einem Land leben möchte.“
(Syrer, 44 Jahre, Int. 03: 153ff.)

Der junge Afghane Sarvar und die Syrerinnen Halla, Melissa und Elisa drücken die große Dringlichkeit aus, durch den Spracherwerb am sozialen Leben der Mehrheitsbevölkerung teilzuhaben. Die Sprache sei Schlüssel dazu, dass man „rausgehen“ könne; sonst gebe es „eine große Blockade“ in der Kommunikation:

Sarvar: „In Österreich lerne ich Deutsch. Ich lerne und fertig (...) hatte zwei, drei Monate Pause und dann lernte ich Deutsch. Ich brauche und ich muss lernen Deutsch. Damit ich verstehe.“
(Afghane, 21 Jahre, Int. 02: 35f.)

Halla: „Ich kann nur sagen, dass die Österreicher wirklich sehr, sehr nett sind. Wenn ich Leute auf der Straße sehe, dann versuche ich, das so zu machen, wie die das machen, ich möchte vieles von ihnen abgucken. Und ich möchte jetzt unbedingt die Sprache lernen, denn das ist wie so eine große Blockade. Wenn ich zum Beispiel mit anderen auf Englisch rede, geht das nicht so gut.“

Ich habe vor 12 Jahren mal Englisch gelernt, da kommt nicht mehr viel bei rum. Deshalb möchte ich schon die deutsche Sprache unbedingt lernen.“

(Syrierin, 40 Jahre, Int. 04: 259)

Melissa: „Ich bin jetzt zweieinhalb Monate hier und ich weiß nicht viel, aber die Sprache. Die Sprache ist das allerwichtigste, und ich kann nicht viel rausgehen, wenn ich nicht die Sprache beherrsche.“

Elisa: „Es ist alles hier gut, auch am Anfang, aber da hab ich fast niemanden gekannt, aber jetzt ist es ganz gut und ich versuche jetzt die Sprache zu lernen.“

(Syrierinnen, 18 und 17 Jahre, Int. 05: 112f.)

Für junge Erzählpersonen, die nicht mehr schulpflichtig sind, ist das Erlernen der deutschen Sprache Voraussetzung für einen weiterführenden Schulbesuch:

Armaghan: „Ja, natürlich würde ich sehr gerne in die Schule gehen, aber ich hab sehr viele Schulen gefragt und die haben gesagt, ich muss meine Deutschkenntnisse besser machen und dann kann ich in die Schule kommen. (...) Mit Papa haben wir manche Schulen besucht und haben gefragt, ob es eine Möglichkeit gibt, dass man mich nimmt, aber es ging nicht. Aber am 2. Februar gibt es einen Schulplatz und bis dahin versuche ich das Niveau zu erreichen.“

(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 44)

Auch der Stellenwert der Sprachbeherrschung als Basis für einen Einstieg in die Erwerbsarbeitswelt wird von vielen Erzählpersonen deutlich herausgestellt. Naya und Sham sind beide gebildete syrische Frauen mit mehreren Kindern. Sie verfolgen zielstrebig konkrete Pläne für ihre berufliche Zukunft, obwohl sie bei ihrem Neubeginn in Österreich bereits Ende 30 sind. Sie waren in Syrien erwerbstätig. Sham war Lehrerin, hat bereits die ersten Kursabschnitte für Deutsch geschafft und beginnt bald mit dem nächsten Kurs-Level:

Sham: „Ich heiße Sham, ich komme aus Syrien. Ich bin Englischlehrerin. Ich habe sieben Jahre in Syrien gearbeitet. Ich bin verheiratet, ich habe drei Kinder. Meine Kinder sind 14, 12 und neun Jahre alt. Ich wohne hier in Wien mit meiner Familie, meinem Mann und meinen Kindern. Mein Mann in Wiener Neustadt gearbeitet für eineinhalb Jahre. Ich habe B1-Deutschkurse geschafft, und im nächsten Monat fange ich B2-Deutschkurse an. (... unverständlich) würde ich arbeiten und Ausbildung auch machen. Und fertig. Ich bin 37.“

(Syrierin, 37 Jahre, Int. 04: 39)

Naya nennt den Spracherwerb als wichtigsten Integrationsfaktor, als sie gefragt wird, was ihr helfen würde, dass sie sich in Österreich wohlfühlen kann. Sie lernt auch deshalb Deutsch, um die Anerkennung ihres Pharmaziestudiums zu erreichen:

Int.: „Was sind wichtige Punkte, dass das klappt, mit dem Ankommen, mit dem sich Integrieren? Was hilft Ihnen, dass Sie sich hier wohlfühlen?“

Naya: (auf Deutsch): „Deutsch! Ich versuche zum Beispiel zu studieren an der Graz Uni als Anerkennung (= dass ihr syrisches Pharmaziestudium anerkannt wird). Ich habe ein Interview gemacht und jetzt ich warte auf Bescheid von der Graz Uni. Aber Deutsch ist Nummer eins, und dann Arbeit.“

(Syrierin, 38 Jahre, Int. 04: 154)

Die junge Syrierin Nadja, die bereits so ausgezeichnet Deutsch spricht, dass das gesamte Interview ohne Übersetzung stattfinden kann, spricht von ihren anfänglichen Problemen: Da sie bereits erwerbstätig war, wollte man ihr keinen Deutschkurs finanzieren. Für sie war das Erlernen der Sprache aber wichtig, um sich höher zu qualifizieren und nicht in einem ungelernten Job im Gastgewerbe verbleiben zu müssen:

Nadja: „(Ich habe) jeden Tag gearbeitet. Obwohl, ich habe mein Deutsch-Zertifikat gemacht gleichzeitig. In der Früh von acht bis

elf war ich beim Deutschkurs und bis 12 Uhr in der Nacht. Das war auch ein Problem mit dem AMS, weil sie gesagt haben, ‚du hast jetzt Arbeit, du darfst nicht zum Kurs gehen‘. Aber ich habe gesagt, wenn ich einen Deutschkurs mache, kann ich einen anderen Job finden oder zur Uni gehen. Aber war toll. Ich habe alles gemacht (lacht).“
(Syreerin, 24 Jahre, Int. 09: 38)

Die deutsche Sprache wird von einigen, insbesondere jungen Geflüchteten auch in der Freizeit geübt. Während Jan schon seit fünf Jahren in Österreich lebt und sehr gut Deutsch spricht, hat Armaghan erst kürzlich mit dem Deutschkurs begonnen und lernt zusätzlich jeden Vormittag zu Hause:

Int.: „Und was machen Sie so, wenn Sie mal Freizeit haben? Was passiert da?“
Jan: „Wenn ich frei habe, dann lerne ich Deutsch oder ich gehe ins Fitnessstudio. Im Sommer fahre ich mit dem Fahrrad an der Donau.“
(Afghane, 22 Jahre, Int. 02: 79f.)

Armaghan: „Ein normaler Tag ist: Wir stehen auf und frühstücken, dann fangen wir an mit der Hausarbeit, saubermachen und ich versuche schon selbst vormittags Deutsch zu lernen und nachmittags geht es in den Deutschkurs.“
(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 36)

Teilweise versuchen jene, die noch keine Möglichkeit hatten, einen Deutschkurs zu belegen, zu Hause selbstständig die Sprache zu erlernen. Dies betrifft ebenfalls vor allem junge Geflüchtete. Dabei unterstützen sich die Familienmitglieder gegenseitig. So lernen zum Beispiel ältere Geschwister mit den jüngeren, wie in der Familie der 18-jährigen Melissa, die erst seit Kurzem in Österreich ist:

Melissa: „Ich bin erst seit zweieinhalb Monaten hier. (...) Bis jetzt habe ich keinen Deutschkurs gemacht, im Oktober fange ich damit an. Am Tag habe ich nur zwei Stunden,

da lerne ich Deutsch, sonst habe ich keine andere Arbeit. (...) Vormittags bin ich zu Hause und mache Hausarbeit. Und dann von zwei, drei lerne ich Deutsch und dann habe ich einen Onkel hier, der hat ein Geschäft, ich gehe zum Geschäft, eine Stunde, zwei Stunden, und ab und zu helfe ich meiner kleinen Schwester und Bruder beim Deutschlernen.“
(Syreerin, 18 Jahre, Int. 05: 54)

Andererseits kann die Familie für die Fortschritte beim Spracherwerb auch hemmend wirken. Dies gilt insbesondere für die Situation der Mütter in unserer Stichprobe. Vor allem begünstigen fehlende Kinderbetreuungsangebote für noch nichtschulpflichtige Kinder diese Benachteiligung von Müttern, die besonders durch die traditionelle Rollenteilung in die Pflicht genommen werden, sich um Kinder und Haushalt zu kümmern. Die Syreerin Halla beispielsweise kümmerte sich bislang um ihre kranke Tochter und konnte daher längere Zeit keinen Deutschkurs besuchen:

Halla: „Das Problem ist, ich habe mich verspätet mit den Deutschkursen, weil ich eine kranke Tochter habe. Ich habe mich die ganze Zeit um sie gekümmert, deshalb hat sich das so verzögert mit den Deutschkursen.“
(Syreerin, 40 Jahre, Int. 04: 107)

Auch die afghanische Mutter Sogand, die sich in Österreich von ihrem gewalttätigen Ehemann scheiden ließ, hat jetzt als Alleinerziehende größte organisatorische Schwierigkeiten, einen Deutschkurs zu besuchen, da eine Kinderbetreuung fehlt. Sie kann sich kaum auf Deutsch verständigen, obwohl sie seit mehr als zwei Jahren in Österreich lebt. Sie und auch die nachfolgend zitierte Fatima bräuchten dringend für ihre Kinder einen Kindergartenplatz, um einen Kurs besuchen zu können:

Sogand: „Für mich ist das sehr wichtig, dass ich einen Kindergartenplatz für die Kleine bekomme, damit ich dann entlastet bin, damit ich dann die deutsche Sprache besser kann. Ich würde gerne Deutsch gut sprechen können, weil jetzt habe ich hier sehr viele

Schwierigkeiten wegen der Sprache. Das Problem ist das, wenn meine älteren Töchter zu Hause sind, eine kommt um zwei Uhr, eine kommt um vier Uhr nachmittags nach Hause, sie kann nicht auf sie aufpassen, dass ich den Deutschkurs besuchen kann. Mein Problem ist hauptsächlich die Kleine, warum ich dann keinen Deutschkurs besuchen kann. Falls ich jetzt einen Deutschkurs bekommen sollte, weiß ich nicht, was ich mit ihr tun soll.“
(Afghanin, 28 Jahre, Int. 07: 109)

Fatima: „Ich könnte das machen, wenn die Kleine in den Kindergarten kommt. Momentan ist das nicht der Fall und darum geht es auch nicht. Ich bin auf der Suche nach einem Deutschkurs am Abend, damit ich Deutsch lernen kann, damit ich in die Schule gehen kann.“
(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07: 97)

Zwar ist der Ehemann von Fatima derzeit arbeitslos, doch dass er die Kinderbetreuung übernimmt, während sie einen Deutschkurs besucht, ist anscheinend keine Option: „Er wird nicht so zu Hause sitzen und auf das Kind aufpassen“, antwortet Fatima auf eine sich anschließende Nachfrage der Interviewerin, ob die Kinderbetreuung nicht auch der Vater übernehmen könnte:

Int.: „Darf ich da noch etwas fragen? Ihr Mann arbeitet ja momentan auch nicht und macht keine Ausbildung. Könnte nicht er auf das Kind aufpassen und Sie machen einen Deutschkurs, wäre das nicht möglich?“
Fatima: „Seit ein paar Tagen ist er dabei, den Berufsqualifikationskurs beim BFI zu machen, und ich glaube, er freut sich, wenn er dann schnell einen Job findet, dass er arbeiten kann. Und er wird nicht so zu Hause sitzen und auf das Kind aufpassen.“
(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07b: 98f.)

Die Problematik des fehlenden Kinderbetreuungsplatzes hat nicht nur auf den Spracherwerb der geflüchteten Mütter negative Effekte, sondern auch auf die

Deutschkenntnisse der Kinder im vorschulischen Alter, die nicht in einer Kinderbetreuungseinrichtung betreut werden können. Nach Einschätzung der Erzählpersonen könnten ihre Kinder zumeist schneller Deutsch als ihre Eltern erlernen und dies geschieht auch mithilfe von Betreuungseinrichtungen und der Schule. Es wird aber auch von einigen Müttern beklagt, dass die Kinder ihre Muttersprache in Schrift und Wort verlernen würden. Diesem Verlust der Muttersprache versuchen sie entgegenzusteuern, indem sie mit ihnen zu Hause üben oder die Kinder Arabischkurse besuchen lassen:

Naya: „Auch was das Fernsehgucken angeht, da interessieren sie sich gar nicht mehr für arabische Serien, weil, es wird Hocharabisch gesprochen, und das verstehen die Kinder leider nicht. Sie haben deshalb lieber deutsche Programme.“

Int.: „Das finden Sie traurig, oder, sehe ich Ihnen an?“

Naya: (auf Deutsch):
„Ja, Muttersprache ist wichtig!“
(Syreerin, 38 Jahre, Int. 04: 183ff.)

Alaa: „Bei mir ist es aufgeteilt. Zu Hause spreche ich mit den Kindern nur Arabisch und bringe den Kindern auch Arabisch bei, Lesen, Schreiben, auch Koran lesen. Aber außerhalb von zu Hause, zum Beispiel im Kindergarten, natürlich nur Deutsch. Es gibt auch eine Kindergärtnerin, die ist zwar Araberin, aber redet sie logischerweise Deutsch, bringt ihnen auch Lesen und Schreiben sogar dort im Kindergarten bei.“
(Syreerin, 23 Jahre, Int. 04: 186)

Sham: „Es gibt eine Schule, wo ich meine Kinder angemeldet habe, außerhalb der Pflichtschule, wo die Arabisch sprechen.“
(Syreerin, 37 Jahre, Int. 04: 190)

Einige Erzählpersonen hätten gerne intensiveren Kontakt zu Personen bzw. Familien aus der österreichischen Mehrheitsbevölkerung, auch um dabei sprachlich zu profitieren. Dies kann sich als schwierig

erweisen, wie bei dem Syrer Hamed, der noch auf seinen Deutschkurs wartet. Er beklagt, dass er in seinem Lebensumfeld nur mit anderen Migrant/innen in Berührung kommt:

Hamed: „Ich lebe seit zwei Jahren in Österreich. Und ich hätte sehr gerne, dass ich mit einer österreichischen Familie in Kontakt komme. Ich habe es schon versucht, aber leider hat es bis jetzt noch nicht geklappt. Ich möchte die deutsche Sprache sehr schnell lernen. Und der (Anbieter eines Deutschkurses) hat mir einen Termin am 4. April gegeben, und dann war ich da wegen einem Deutschkurs. Aber bis jetzt habe ich noch keinen Kurs bekommen.“

Int.: „Und würde das vielleicht über die Schule der Kinder gehen?“

Hamed: „Zum Glück (wohl zynisch gemeint) sind viele Türken in dem Bezirk, wo ich wohne. Natürlich nichts gegen Türken, aber in der Klasse, wo meine Tochter und mein Sohn zur Schule gehen, da sind von 23 Schülern vielleicht zwei österreichische Kinder und der Rest ist türkisch, – also, – (...) Ich wünsche mir einfach, dass ich mit Frauen oder Männern ins Gespräch komme, denn daher werden meine Deutschkenntnisse besser.“

(Afghane, 37 Jahre, Int. 01: 183ff.)

Dass der Kontakt zu Österreicher/innen tatsächlich beim Spracherwerb hilft, haben einige Interviewpartner/innen so auch schon erfahren. Sie berichten von Privatpersonen, die ihnen eine wertvolle Hilfe sind. Der junge Syrer Omer erzählt von hilfsbereiten Menschen, die regelmäßig ins Erstaufnahmelager gekommen seien, um mit den Geflüchteten Deutsch zu lernen. Er meint jedoch, dass es im ländlichen Raum, wo er zuerst lebte, deutlich mehr Hilfestellungen von der Bevölkerung gegeben hätte, als er es in der Stadt erlebt habe. Andererseits meinen einige Geflüchtete, wie die junge Afghantin Fatima, dass das Deutschlernen durch ehrenamtliche Deutschlehrer/innen nicht ausreichend sei, um die Sprache zu erlernen:

Fatima: „Im Heim sind zweimal in der Woche ältere Menschen gekommen und haben mit uns Deutsch gemacht, aber viel zu wenig. Ich hab bis zum Niveau A2 Deutsch gelernt. Das war in (kleiner Ort in Oberösterreich).“

(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07: 86)

Die großen und erdrückenden Probleme, die die hier lebenden Afghan/innen und Syrer/innen haben, wenn sie noch kein Deutsch sprechen können, sind neben der gesellschaftlichen Isolation, die oben schon angeführt wurde, auch Probleme auf Ämtern und bei der Wohnungssuche. Die junge Syrerin Nadja berichtet zum Beispiel von großen Schwierigkeiten, in Österreich ohne Deutschkenntnisse eine Wohnung zu suchen oder auf Ämtern die notwendige Unterstützung zu erhalten. Sie spricht sehr gutes Englisch, aber man hat ihr das Gespräch verweigert und bestand auf dem Sozialamt etwa auf einem Übersetzer. Zudem war sie durch ihre mangelnden Deutschkenntnisse auf einen niedrig qualifizierten Job in der arabischen Community angewiesen, was insbesondere als Frau ohne konservative muslimische Bekleidung problematisch und entwürdigend gewesen sei:

Nadja: „Ich habe in einem arabischen Restaurant gearbeitet, im 10. Bezirk. Weil, ich konnte nicht gut Deutsch reden, ich war nur bis A2 oder B1. Sie haben wirklich keinen Respekt vor einer Frau, wenn sie in einem Restaurant arbeitet. (...) Und sie kommen von den kleinen, kleinen, kleinen Städten und die Kultur ist nicht wie in Damaskus. (...) Kellnerin ist sehr schlecht für diese Leute. Oh my God! Sie ist Kellnerin, sie kann alles machen, dann denken sie, wenn ich als Kellnerin arbeite, dann können alle Leute meine Telefonnummer bekommen und ich gehe mit den Kunden nach Hause. Das ist verrückt!“

(Syrerin, 24 Jahre, Int. 09: 40)

Auch wenn die meisten Erzählpersonen den Eindruck erwecken, jedenfalls die Landessprache der Aufnahmegesellschaft erlernen zu wollen, beobachtet eine Syrerin, dass es in ihrem Umfeld auch vereinzelt Geflüchtete

gebe, die in Österreich weder die Sprache erlernen noch erwerbstätig werden wollen:

Sham: „Und was mir auch nicht gefällt, ist, ich habe einige Syrer und Iraker in meinem Umkreis, und da gibt es tatsächlich Leute, die werden für Deutschkurse zum Beispiel angemeldet oder allgemein für Kurse, die sie unterstützen, die gehen aber nicht hin. Weil sie von vornherein die Einstellung haben, dass sie das gar nicht wollen. Die wollen keine Sprache lernen, die wollen nur zu Hause sitzen. (Übersetzerin zu Interviewerinnen: ‚Und ich habe gefragt, ist das jetzt deine Interpretation oder haben sie das wirklich so gesagt, weil, man hört ja vieles, und sie meinte‘:) Nein, das haben sie wirklich so gesagt. Einige sagen, ich will gar nicht arbeiten, ich will die Sprache gar nicht lernen, denn wir bekommen ja sowieso Hilfe vom Staat. Das stört mich, denn somit glaubt jeder, dass alle so sind. Ich habe aber auch sehr viele positive Erfahrungen mit Flüchtlingen gemacht, die sich integrieren wollen und die sich integriert haben und die Möglichkeiten hier nutzen. Also es gibt wirklich beide Seiten.“
(Syrerin, 37 Jahre, Int. 04: 151)

Das Erlernen der Sprache wird von den Erzählpersonen jedenfalls auch als große Investition angesehen, die sie langfristig an die Aufnahmegesellschaft bindet, wie die junge Afghanin Armaghan erläutert. Für sie ist ein gelungener Spracherwerb ein Grund dafür, langfristig in Österreich bleiben zu wollen:

Int.: „Haben Sie eine Vorstellung, in welchem Land Sie (zukünftig) sein möchten?“
Armaghan: „Natürlich in Österreich und das dauert eine lange Zeit, bis wir diese Sprache lernen können. Und wenn ich die Sprache gelernt habe, dann kenne ich die Gesetze und Regeln. Wenn ich dann sage, nein, ich gehe in ein anderes Land, dann dauert es wieder ein paar Jahre, wieder die Sprache lernen, deswegen möchte ich in Österreich bleiben.“
(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 251f.)

4.3.2 Hohe Bildungsaspiration bei den Jungen

Gerade bei den jüngeren Männern und Frauen um die 20 Jahre wird deutlich, dass sich einige sehr auf ihre Ausbildung konzentrieren, teilweise bereits gut Deutsch sprechen und mehrmals betonen, wie wichtig ihnen Bildung sei. So erzählt ein 18-jähriger Syrer, dass er gerade die Matura in Österreich abgeschlossen habe und nun Medizin studieren möchte. Zwar habe er eine (syrische) Partnerin, aber sie möchten noch keine Familie gründen, die Ausbildung sei erst einmal das Wichtigste. Auch die beiden jungen Afghaninnen Gandum und Armaghan haben zwar jeweils einen Freund bzw. Verlobten, wollen diesen aber erst heiraten, wenn sie die deutsche Sprache gut beherrschen und einen Schulabschluss in Österreich nachgeholt haben. Voraussetzung, um die Schule beginnen zu können, sind für beide ausreichende Deutschkenntnisse. Andere junge Geflüchtete bemühen sich, nachdem sie ausreichend Deutsch gelernt haben, um die Nostrifizierung ihres Schulabschlusses, um im Aufnahmeland studieren zu können, wie der 19-jährige Syrer Ali, der an einer Wiener Universität studieren möchte. Dabei ist eine Reihe von bürokratischen Hürden zu bewältigen. Armaghan, die später einmal Zahnärztin werden will, hat bereits versucht eine Krankenschwisterschule zu absolvieren, war aber an den mangelnden Sprachkenntnissen gescheitert. Dennoch will sie nicht aufgeben und hat mithilfe ihres Vaters, der schon seit einigen Jahren in Österreich lebt und die deutsche Sprache gut beherrscht, einen neuen Schulplatz gefunden:

Armaghan: „Ja, natürlich würde ich sehr gerne in die Schule gehen, aber ich hab sehr viele Schulen gefragt und die haben gesagt, ich muss meine Deutschkenntnisse besser machen und dann kann ich in die Schule kommen.“

Int.: „Sie haben gesagt, Sie haben schon sehr viele Schulen gefragt, ist das der Papa, der da gegangen ist und die Schulen gefragt hat, oder wer hat sich darum gekümmert?“
Armaghan: „Mit Papa haben wir manche Schulen besucht und haben gefragt, ob es eine Möglichkeit gibt, dass man mich nimmt,

aber es ging nicht. Aber am 2. Februar gibt es einen Schulplatz und bis dahin versuche ich das Niveau zu erreichen. (...) Vor einem Jahr war ich in einer Krankenschwesternschule, aber wegen der Sprache war es sehr schwer für mich. Aber seit dem Sommer gehe ich nicht mehr in diese Schule, weil es zu viel war für mich. Ab 30. November gehe ich in eine HAK. Auch meine beiden Schwestern sind in dieser HAK.“

(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 44ff.)

Auch die 24-jährige Syrerin Nadja fokussiert ihr Leben in Österreich auf ihre Ausbildung und hat dabei ganz zielstrebig schon einige Hürden überwunden. Nachdem sie sich von ihrer Mutter losgesagt hat, übernimmt sie die Obsorge für ihre jüngere Schwester, zieht mit ihr in eine eigene Wohnung und übernimmt mehrere Jobs, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Sie lernt Deutsch und hat kürzlich einen Studienplatz an der Wiener Wirtschaftsuniversität erhalten. Sie hat sich ohne die Hilfe ihrer Eltern weitergebildet und stellt nun selbst eine große Stütze für ihre jüngere Schwester dar, die gerade maturiert hat. Sie drückt sehr drastisch ihr beschnittenes Selbstwertgefühl aus, das sich durch die Flucht und den damit verbundenen Statusverlust einstellte. Daraus scheint sie ihre hohe Bildungsmotivation zu schöpfen, die davon angetrieben wird, eine Identität in der Aufnahmegesellschaft zu gewinnen, die jenseits vom Flüchtlingsstatus liegt und mit Anerkennung verknüpft ist:

Nadja: „Und ich habe gesagt, ich bleibe Null oder ich mache etwas für meine Zukunft. Ich war 22. Ich habe gesagt, ich bin 22, ich muss etwas machen für meine Zukunft oder ich bleibe eine Null. Aber ich habe so viel gekämpft. Ich wollte kein Flüchtling sein. Weil, Flüchtling, das ist schlecht. Auch wenn hier die Leute in Österreich sehr gut sind und sehr gut reagieren. Sie haben uns so viel geholfen. Aber ich bleibe Flüchtling. Deshalb muss ich jetzt etwas machen, damit ich nicht eine Null bleibe.“

(Syrerin, 24 Jahre, Int. 09: 137)

Nadja möchte unbedingt einen Universitätsabschluss erreichen, damit sie, falls sie wieder vor einem Krieg fliehen muss, arbeiten kann und in einer neuen Aufnahmegesellschaft nicht wieder bei null beginnen müsste:

Nadja: „Und ich möchte studieren, auch weil: Als der Krieg in Syrien kam, hat niemand gedacht, dass es in Syrien einen Krieg geben könnte. Das geht nicht, das ist null Prozent. Wir alle haben das gesagt. Und jetzt haben wir einen Krieg. Seit sieben Jahren. Und ich möchte ein Uni-Zertifikat haben, damit, – ich hoffe das nicht, aber wenn etwas hier passiert, dann kann ich überall arbeiten. Ja. Nicht von null beginnen. Weil, der Krieg ist nicht so weit. Niemand kann wissen, wann der Krieg kommt.“

(Syrerin, 24 Jahre, Int. 09: 159)

„Bildung“ erscheint jedenfalls als ein Themenfeld, das bei den jungen Geflüchteten zumeist positiv besetzt ist und auf das – neben all der Bedeutung, die sie im eigenen Leben tatsächlich hat – in der Narration auch gerne verwiesen wird, um die eigene Biografie im Sinne einer positiven Integration zu präsentieren. Ein junger Afghane, der – ähnlich wie Nadja – das sehr europäische Pseudonym „Jan“ ausgewählt hat, im Interview ausschließlich und fließend Deutsch spricht und gerade eine Lehrstelle gefunden hat, erklärt sogar sein Desinteresse an religiöser Praxis damit, dass er seine Zeit lieber für bildungsrelevante Aktivitäten nutze:

Int.: „So wie Sprache zur Kultur gehört, gehört ja auch Religion dazu. Das ist noch ein Thema, das wir Sie noch gern fragen würden. Welche Rolle spielt die in Ihrem Leben, die Religion?“ (...)

Raz: „Ich gehe auch in eine Moschee.“

Sarvar: „Ich auch.“

Jan: „Ich nicht, weil ich nicht genügend Zeit habe.“

Int.: „Und sonst würden Sie aber gehen, wenn Sie mehr Zeit hätten?“

Jan: „Na ja, ehrlich gesagt, nicht so gern.“
(Pause)

Int.: „Warum nicht, darf ich das fragen?“
Jan: „Na ja, ich glaube, es ist besser, wenn ich mich auf die Schule konzentriere und Deutsch lerne. Und es gibt Sport machen, es gibt andere Aktivitäten, oder? Es gibt genug. Von der Religion habe ich genug gelernt, und beten kann ich auch zu Hause.“
(Afghanen, 21 und 22 Jahre, Int. 02: 269ff.)

Junge Frauen, die bereits Mütter sind, wenn sie in der Aufnahmegesellschaft ankommen, haben zumeist eine deutlich geringere Bildungsaspiration als andere junge Geflüchtete. Sie haben zumeist kleine Kinder, für die sie oftmals keinen Betreuungsplatz bekommen, was sie wiederum aufgrund der traditionellen, geschlechtsspezifischen Rollenaufteilung und der damit verbundenen hauptsächlichen Zuständigkeit der Mutter für die Kinderbetreuung von der Realisierung im Ansatz vorhandener Bildungsvorhaben abhält. Fatima, eine 20-jährige afghanische Mutter, hat immerhin vage Pläne, später entweder Kunst zu studieren oder eine Frisörlehre zu machen, allerdings hat sie deren Umsetzung aufgrund ihrer Mutterschaft in die ferne Zukunft verlegt. Sie hat in Afghanistan maturiert und dadurch eigentlich einen höheren Schulabschluss als ihr Ehemann. Die wachsende Ungleichheit in den Erwerbs- und Bildungschancen zwischen ihr selbst und ihrem Mann, der bereits Deutschkurse absolviert hat und mit einer Lehre begonnen hatte, ist ihr schmerzhaft bewusst. Allerdings hat sie für ihr Kleinkind keinen Betreuungsplatz und ist zudem wieder schwanger:

Fatima: „Das stört mich, wenn mein Mann vieles erreichen würde, diese Lehre fertig macht und einen Job hat und ich nur zu Hause sitzen würde und auf die Kinder aufpassen würde. Ich würde gerne gleich wie mein Mann sein, dass wir beide arbeiten und dass ich nicht weniger bin als mein Mann. Das möchte ich nicht, weil, ich war ja manchmal sogar höher als mein Mann, hab ich das Gefühl gehabt. Und jetzt möchte ich auch

mindestens gleich bleiben wie er.“
(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07: 152)

Die jungen Geflüchteten schätzen die vielfältigen Bildungsangebote, die ihnen in der Aufnahmegesellschaft im Gegensatz zur Herkunftsgesellschaft offenstehen. Der junge Syrer Omar gibt an, dass ihn die Bildungsangebote in Österreich ganz besonders überrascht hätten. Er möchte sie nach dem Schulabschluss auch nutzen und später an einer Universität studieren. Die Syrerin Nadja hebt ebenfalls positiv hervor, dass es in der Aufnahmegesellschaft so viele verschiedene Bildungsmöglichkeiten gebe, insbesondere, weil die Kosten dafür im Gegensatz zu der Herkunftsgesellschaft so gering seien:

Nadja: „Ich kann alles machen hier. Ich habe so viele Chancen hier. Ich kann wirklich alles machen. Fußball, Lehrstelle, Ausbildung, was ich will. Ich kann alles machen hier. Und es ist nicht so teuer. Hier ist es nicht so teuer. Basketball nicht, denn ich bin sehr klein (lacht).“
(Syrerin, 24 Jahre, Int. 09: 241)

Auch der gerade zitierte Jan war in seiner Anfangszeit in Österreich voller Wissensdurst, weil er in Afghanistan kaum Bildungsmöglichkeiten hatte. Anfänglich plante er ein Studium, doch dann stellten sich die Rahmenbedingungen als schwieriger heraus als erwartet. Er musste neben der Erlangung des Hauptschulabschlusses tagsüber weitere Kurse besuchen oder arbeiten. Daher möchte er nun einen Beruf erlernen und strebt nicht mehr an, an einer Universität zu studieren. Er hat bereits eine Lehrstelle als Augenoptiker gefunden:

Jan: „Ganz am Anfang war ich sehr neugierig, was ich in Österreich machen soll, was es für Möglichkeiten gibt. Und dann mit der Zeit ist alles gerannt. Ich wollte in die Schule gehen, unbedingt studieren, weil ich ehrlich gesagt wissensdurstig bin, lernhungrig. Und ich hatte diese Möglichkeit in Afghanistan nicht. Weil ich nicht, – ich bin auch nicht so lange in die Schule gegangen in Afghanistan, so fast acht Jahre bin ich in die Schule gegangen. Und ich wollte unbedingt studieren in Österreich. Ich habe die Hauptschule besucht. Nur die

Schwierigkeit war, ich musste am Vormittag irgendeinen Kurs besuchen oder arbeiten. Und das war für mich sehr schwer, und am Abend musste ich in die Schule gehen. Und da hatten wir viel Stoff in der Hauptschule, Sie wissen eh. Die Bücher sind sehr dick, man muss wirklich viel lernen. Vor allem wir aus dem Ausland. Und jetzt möchte ich einen Beruf, (...) jetzt beginne ich als Augenoptiker.“ (Afghane, 22 Jahre, Int. 02: 307)

4.3.3 **Erfahrungen, Vorstellungen und Wandel der Geschlechterrollen hinsichtlich Erwerbsarbeit**

Der Großteil der Erzählpersonen hat noch keine Erfahrung mit einer Erwerbsarbeit in Österreich. Die meisten der etwas älteren geflüchteten Syrer/innen haben allerdings bereits in der Herkunftsgesellschaft gearbeitet. Die etwas älteren syrischen Frauen haben mit der Mutterschaft ihre Erwerbstätigkeit aufgegeben, wollen in Österreich aber wieder erwerbstätig werden. Die syrischen Erzählpersonen unserer Stichprobe hatten Arbeit als Chauffeur, Metallarbeiter, Besitzer eines Supermarkts, Apothekerin, Englischlehrerin, Ministeriumsangestellte oder Frisör. Die afghanischen Männer der „älteren“ Fokusgruppe (23–52 Jahre) äußerten sich zumeist nicht von sich aus zum Thema Erwerbsarbeit und wurden auch nicht dezidiert darauf angesprochen, weil es kein Schwerpunktthema war.

Die interviewten afghanischen Frauen sind durchwegs unter 30 Jahre alt und ohne Erfahrung in der Erwerbsarbeitswelt. Sie besuchten in Afghanistan entweder noch eine Schule oder waren bereits Mütter, als sie nach Österreich kamen. Sie planen zumeist – sobald sie die Sprache der Aufnahmegesellschaft beherrschen – einer Erwerbsarbeit nachzugehen. Lediglich die 28-jährige Sogand, eine alleinerziehende Mutter dreier Kinder, zieht für sich selbst keine Erwerbstätigkeit in Österreich in Betracht. Sie wurde in Afghanistan nach acht Schuljahren verheiratet und wurde bald darauf das erste Mal Mutter. Sie möchte sich in der Aufnahmegesellschaft darauf konzentrieren, ihren Töchtern (aktuell elf und zwölf

Jahre alt) durch Ausbildung gute Erwerbschancen zu ermöglichen.

Der 51-jährige Syrer Marwan konzentriert sich ebenfalls eher auf die Ausbildungschancen seiner Kinder, für sich selbst sieht er kaum Erwerbschancen in Österreich. Zwar ist er Akademiker, hat Arabische Literatur und Islamwissenschaften studiert und einen Deutschkurs besucht, doch sieht er in seinem Qualifikationsfeld kaum Betätigungschancen:

Marwan: „Also das Einzige, was mich sehr beschäftigt, ist, ich bin ja schon 51. Wenn ich dann die ganzen Deutschkurse absolviert habe, was kann ich denn dann hier arbeiten in dem Alter? Für meine Kinder, da gibt es Zukunftschancen, aber für mich, da weiß ich nicht, was ich in Zukunft machen kann. Also ich habe schon viel Berufserfahrung, aber ich gehe davon aus, dass ich wenige Möglichkeiten hier haben werde.“ (Syrer, 51 Jahre, Int. 03: 153)

Einige Geflüchtete haben bereits Erfahrungen am österreichischen Arbeitsmarkt. Raz, ein 22-jähriger Afghane beispielsweise, ist ohne Familienangehörige nach Österreich gekommen und arbeitet bereits seit einem Jahr als Fabrikarbeiter. Ahmad, ein 33-jähriger Syrer, der schon einige Jahre in Österreich lebt, arbeitete zuvor in einer kleinen österreichischen Gemeinde als Bäcker. Seit er in Wien ist, wo er seit eineinhalb Jahren vergeblich versucht, einen Deutschkurs zu belegen, hat er „natürlich keine Arbeit mehr“, wie er etwas zynisch anmerkt. Für ihn war der Umzug in die Großstadt, um sich sprachlich zu qualifizieren, bislang die falsche Entscheidung, weil er dadurch arbeitslos wurde und auch die Sprachkenntnisse nicht weiter vertiefen konnte:

Ahmad: „Ich bin seit drei Jahren in Österreich. Ich habe früher in einer kleinen Ortschaft gewohnt. In Wien bin ich seit eineinhalb Jahren. Ich habe früher als Bäcker gearbeitet in dieser Ortschaft, wo ich früher gewohnt hab, ungefähr eineinhalb Jahre lang. Aber seitdem ich in Wien bin, habe ich natürlich keine Arbeit. Ich habe versucht, wirklich Deutschkurse zu

bekommen vom AMS, aber bis jetzt habe ich keinen offiziellen Deutschkurs bekommen.“
(Syreer, 33 Jahre, Int. 06: 31)

Ähnlich erging es dem Partner einer jungen Afghanin, der seine Lehrstelle als Schweißer in einer ländlichen Gemeinde aufgab und nach Wien übersiedelte, weil seine Frau Fatima sich dort ein größeres Angebot an Kursen (für sich selbst) erhoffte. Er kann jetzt in Wien keine neue Ausbildungsstelle finden und sei „jetzt ein bisschen böse“, weil sie ihn „quasi dazu gezwungen habe“, seine Lehrstelle aufzugeben und er die Konsequenzen tragen müsse:

Fatima: „Nachdem mein Mann nach Österreich gekommen ist, hat er seine Pflichtschule gemacht und hat danach mit einer Lehre begonnen, und als wir dort waren, bevor wir in Wien waren, wollte ich immer nach Wien kommen. Weil, in Wien läuft es ganz anders, wegen Kursen ist Wien besser. Ich hab quasi meinen Mann gezwungen nach Wien zu ziehen. Und er ist jetzt ein bisschen böse, weil er hat jetzt seine Lehre dadurch verloren.“
(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07: 80)

Die 24-jährige Syrerin Nadja hat vor dem Beginn ihres Studiums in Österreich bereits als Putzfrau und als Kellnerin in einem arabischen Restaurant gearbeitet, weil sie dafür keine Deutschkenntnisse brauchte. Die Arbeitsbedingungen dort waren für sie als Frau denkbar schlecht, sie wurde immer wieder von Kunden belästigt, weil sie als Frau ohne Kopftuch nicht respektiert worden sei. Für sie ist es aber selbstverständlich, arbeiten zu gehen, obwohl dies für sie einen sozialen Abstieg gegenüber ihrem Leben in Syrien bedeutete. Sie kritisiert, dass viele junge geflüchtete Männer nicht bereit seien, gering qualifizierte Tätigkeiten anzunehmen:

Nadja: „Und sie (die Männer) bleiben hier in einer Wohnung, circa 18 Quadratmeter mit drei Personen. Sie arbeiten nicht. Ich habe gearbeitet, obwohl ich nicht Deutsch sprechen konnte. Ich kann irgendwas arbeiten. Ich kann putzen. Ich habe geputzt. Und in Syrien, bevor der Krieg war, konnte ich alles

kaufen. Ich war nicht arm, ich konnte alles kaufen. Und meine Familie hatte so viel Geld. Aber hier habe ich Toiletten geputzt. Aber ich MUSSTE das machen, ich bin ein Flüchtling. Was soll ich machen? Nur zu Hause sitzen und zum Staat sagen: ‚Bitte Geld?!‘ (...) Es ist einfach. Jeder kann arbeiten. Aber sie (die jungen Männer) wollen nicht. (...) Ein Mann sagt: ‚Ich kann nicht putzen. Ich habe in Syrien so viel gehabt.‘ Du HAST gehabt (lacht) – ja? Das war früher. Jetzt bist du ein Flüchtling, du musst etwas machen. Und ich habe Toiletten geputzt hier in Österreich, okay? Aber jetzt gehe ich zur Uni (lacht).“
(Syreerin, 24 Jahre, Int. 09: 40ff.)

Andere Geflüchtete sind wiederum nicht so eigeninitiativ wie Nadja, möchten aber prinzipiell gern arbeiten. Die junge Afghanin Fatima, deren Ehemann bereits seit einiger Zeit Arbeit sucht, kritisiert ein wenig den starken Fokus auf die Deutschkurse („das wird nichts bringen, dass wir ständig nur Deutschkurse besuchen“) und wünscht sich, dass man parallel dazu bereits arbeiten kann.

Fatima: „Wir würden sehr gerne arbeiten, aber wir kriegen keine Arbeit. Für dieses Leben (...), dass wir Deutsch sprechen, ist es zu wenig, um eine richtige Arbeit zu finden, aber wir sind bereit zu arbeiten, wir wollen arbeiten. Aber es muss uns diese Möglichkeit gegeben werden. Das wird nichts bringen, dass wir ständig nur Deutschkurse besuchen und nicht arbeiten. Ich glaube, wenn man arbeitet, lernt man schneller Deutsch und nebenbei hat man auch gearbeitet. Das ist wichtig, dass wir arbeiten, nicht nur Deutschkurs besuchen.“
(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07: 150)

Fatima hat die Erwartungshaltung, dass der österreichische Staat den Geflüchteten Arbeit geben sollte. Sie spricht dabei das Arbeitsmarktservice an und kritisiert, dass dieses keine Arbeit an Geflüchtete vermittele. Dabei zeigt sich eine etwas passive und hilflose Haltung bei der Arbeitssuche:

Fatima: „Ich hab gehört, das AMS findet eine Arbeit für die Menschen, aber das stimmt nicht. Nur eine Beratung ist dort. Mein Mann versucht ja sich zu bewerben für Jobs, aber man sollte ihm helfen, wie man sich bewirbt. Aber ich wünsche mir auch, dass man auch die Jobs hat, dass man sich dafür bewerben kann.“
(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07: 183)

Weiter oben wurde bereits dargelegt, dass die jungen Erzählpersonen, die schon etwas länger in Österreich leben, konkrete Pläne für eine spätere Erwerbstätigkeit verfolgen. Lediglich junge Frauen, die bereits Mutter sind, haben nur sehr vage Pläne, da ihre Kinder zumeist sehr klein sind und sie die Hauptpflichten der Kinderbetreuung übernehmen. Insgesamt haben die meisten der geflüchteten Frauen im Herkunftsland nicht (mehr) gearbeitet, sobald sie Mutter wurden. Dies begründet sich in fehlenden Rahmenbedingungen, der hohen Kinderzahl und einer sehr traditionellen Rollenaufteilung. Weder gab es in den Herkunftsgesellschaften entsprechend ausreichende Kinderbetreuungsmöglichkeiten, noch sei die Erwerbstätigkeit der Ehefrau finanziell notwendig, wie Yassir, ein 44-jähriger Familienvater aus Syrien, ausführt. Eine Mutter solle sich zuerst um die Erziehung und Versorgung der Kinder kümmern und nur dann erwerbstätig werden, wenn ihr dazu ausreichend Zeit bleibe. Er unterstreicht zudem die großen Unterschiede zur Aufnahmegesellschaft, in der eine Erwerbstätigkeit der Mütter deutlich stärker gefördert werde:

Yassir: „Also wenn die Frau Zeit hat, natürlich (kann sie arbeiten). Sie muss auch nicht unbedingt Geld dafür bekommen, sie kann auch ehrenamtlich arbeiten. Das ist gar kein Problem. Wenn man aber zum Beispiel eine große Familie hat, um die man sich kümmern muss, um die Kinder gut zu erziehen, meine ich, die Frau sollte sich um die Erziehung der Kinder kümmern, damit sie eine gute Erziehung genießen und auch gebildet sind und auch später vorankommen. Darauf sollte sich die Frau in erster Linie konzentrieren. Wenn sie das hinbekommt, dass sie gleichzeitig auch noch arbeiten kann, ist das schon etwas

Bewundernswertes. Also wenn die Frau Zeit hat, dann sollte sie auf jeden Fall arbeiten. (...) Hier ist es ja so, dass man die Frauen schon qualifiziert und vorbereitet auf den Arbeitsmarkt. Und da ist auch typisch, auch, wenn sie dann ein Kind hat, dann gibt es ja die Kinderkrippe oder den Kindergarten, wo das Kind dann für eine bestimmte Zeit bleibt und auch wieder abgeholt wird. So etwas gibt es halt dort (in Syrien) nicht. Und außerdem braucht auch meiner Meinung nach die Frau nicht zu arbeiten, weil, solange der Mann arbeitet, reicht das vollkommen aus.“
(Syrier, 44 Jahre, Int. 03: 96)

Insgesamt dürfte es mit den Rollenerwartungen gegenüber Müttern in der Herkunftsgesellschaft nicht vereinbar gewesen sein, dass Frauen erwerbstätig sind, sobald sie Mutter wurden. Einige Männer, wie der 51-jährige Marwan, lehnen es daher auch jetzt eher ab, dass ihre Ehefrau erwerbstätig wird. Marwan weist aber darauf hin, dass es in Syrien diesbezüglich einen Generationenwandel gebe und jüngere Frauen bereits häufiger erwerbstätig seien:

Marwan: „Also das jüngste Kind ist dreieinhalb Jahre alt, und deshalb ist es natürlich schwierig für meine Frau, arbeiten zu gehen, wenn sie so ein kleines Kind hat. Außerdem haben viele Frauen, die in einem Dorf aufgewachsen sind, gar keine berufliche Erfahrung oder sind nicht ausgebildet. Und damit ist es eben schwierig, hier etwas zu finden. Und die meisten Frauen sind halt wirklich Hausfrauen. Die neuere Generation so im Alter von 25 bis 30, die sind gut ausgebildet und besuchen Universitäten, gehen arbeiten und so weiter. Aber das, was davor war, so im Alter von 45 und älter, da findet man kaum noch Frauen, die so gut ausgebildet sind wie heute.“
(Syrier, 51 Jahre, Int. 02: 94)

Alaa, eine junge syrische Frau mit zwei Kindern, war tatsächlich auch als Mutter bereits erwerbstätig. Sie ist gut ausgebildet und hat in verschiedenen Jobs

gearbeitet. Für sie gibt es daher diesbezüglich kaum eine Umstellung in der Aufnahmegesellschaft:

Alaa: „Bei mir hat sich nichts geändert. Ich habe damals im Irak schon sehr viel gearbeitet und habe sehr viel Verantwortung gehabt, was die Kinder angeht. Damals, als ich Studentin war, habe ich mich darum gekümmert, dass die Kinder in den Kindergarten gehen. Und als ich dann fertig war mit dem Studium, habe ich mehrere Jobs gehabt. Ich habe morgens als Sekretärin gearbeitet und dann habe ich an der Uni gearbeitet. Und abends habe ich bei einem Arzt als Assistentin gearbeitet.“
(Syreerin, 23 Jahre, Int. 04: 145)

Ein großer Teil der geflüchteten Männer möchte, dass ihre Frau in der Aufnahmegesellschaft erwerbstätig ist, und passt sich damit den dominierenden Wertvorstellungen der Aufnahmegesellschaft an. Dies betrifft auch solche Männer, deren Frau in der Herkunftsgesellschaft zuletzt ausschließlich Mutter und Hausfrau war. Hauptmotivation für diese Einstellungsänderung dürfte die ökonomische Situation der Familie sein, die sich bei vielen durch die Flucht verschlechtert hat. Der Afghane Hamed, der derzeit arbeitslos ist, wünscht sich beispielsweise ausdrücklich, dass seine Frau eine Erwerbsarbeit aufnimmt:

Hamed: „Es gibt auch Schwierigkeiten. Also ich wünsche mir, dass meine Frau arbeiten geht. Sie hat eine Ausbildung schon gemacht in Österreich. Ich habe auch ein Jahr in Österreich gearbeitet. Und ich möchte unbedingt, dass meine Frau auch arbeitet. Mein Knie wird demnächst operiert, deswegen bin ich jetzt arbeitslos. Ja, das ist der Grund, deshalb bin ich besorgt.“
(Afghane, 37 Jahre, Int. 01: 147)

Auch Yassir, der syrische Vater von sechs Kindern, der zuvor davon gesprochen hat, dass eine Frau vorrangig ihren Kinderbetreuungspflichten nachkommen müsse, passt seine Haltung zur Müttererwerbstätigkeit aus finanziellen Gründen an. Diese Pläne widersprechen

allerdings seinen Einstellungen, die er zuvor zur Rolle der Frau als Mutter geäußert hat.

Int.: „Haben Sie da Pläne, dass Ihre Frau vielleicht auch arbeitet irgendwann?“
Yassir: „Ja natürlich, sie muss arbeiten. Es ist komisch, wenn sie nicht arbeiten würde, weil wir ja sechs Kinder zu versorgen haben.“
(Syreer, 44 Jahre, Int. 03: 91f.)

Die junge Afghanin Fatima, die Mutter eines Kleinkinds ist und ein weiteres Kind erwartet, möchte später einmal jedenfalls erwerbstätig sein. Ihr Ehemann ist zwar damit einverstanden, allerdings möchte er nicht, dass sie Vollzeit arbeitet. Sie ist mit der Vorstellung, Teilzeit zu arbeiten, sobald beide Kinder einen Betreuungsplatz haben, einverstanden. Sie meint zudem, dass viele afghanische Frauen nicht arbeiten gingen, obwohl sie es möchten, weil ihre Ehemänner dagegen seien oder weil sie keinen Betreuungsplatz für ihre Kinder hätten. Sie wünscht sich diesbezüglich mehr Unterstützung für afghanische Mütter, auch durch Vereine, wo Frauen zum Beispiel miteinander handwerklich arbeiten können, „Puppen machen oder malen“, entweder „hobbymäßig oder etwas erschaffen können“:

Fatima: „Ich mag sehr, dass ich arbeiten gehe. Aber mein Mann, der ist dagegen, dass ich Vollzeit arbeite. Teilzeit ist okay. Also wir beide meinen Teilzeit.“
(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07b: 93)

Fatima: „Das Thema Arbeit ist mir sehr wichtig. Ich würde sehr gerne arbeiten. Ich würde sehr gerne die Möglichkeit bekommen, dass ich später die Kinder in den Kindergarten gebe, dass ich arbeiten kann. Ich sehe, man müsste viel in die Richtung machen. Es gibt viele afghanische Frauen, die würden gerne arbeiten, aber entweder die Männer erlauben das nicht, oder durch kleine Kinder können sie nicht arbeiten gehen. Und ich wünsche mir sehr, dass in diese Richtung etwas gemacht wird für die Frauen. Im Iran hat es sehr viele Vereine gegeben, wo Frauen anderen Frauen

etwas beibringen, Handwerkliches zum Beispiel. Puppen machen oder malen. Hier hab ich bis jetzt noch nichts finden können. Ich wünsche, dass es so etwas für mich hier gibt, wo die Frauen miteinander etwas machen können, hobbymäßig, oder etwas erschaffen können.“

(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07b: 181)

Zwei junge kinderlose Frauen aus Syrien haben gänzlich voneinander verschiedene Vorstellungen bezüglich der Vereinbarkeit von Mutterschaft und Erwerbsarbeit: Melissa, eine kurdische Syrerin, kann es sich nicht vorstellen, als Mutter erwerbstätig zu sein und ihr Kind in einen Kindergarten zu schicken. Sie sagt allerdings bereits an einer anderen Stelle im Interview, dass sie keinen Kinderwunsch verspürt:

Melissa: „Wenn ich heirate und ein Kind bekomme, dann will ich das Kind selbst erziehen. Ich kann nicht ein Kind mit einem Jahr in den Kindergarten geben. Die Frau meines Onkels, die hat ein Kind, das ist ein Jahr und jetzt bringt sie es in den Kindergarten hier in Österreich, damit sie in den Kurs weitergehen kann. Ich selber will das nicht machen. Wenn ich ein Kind hätte, dann würde ich es gerne selber erziehen, bis es erwachsen ist. Ich würde die Arbeit lassen für das Kind.“

(Syrerin, 18 Jahre, Int. 05: 241)

Elisa, die andere junge Frau ohne Kinder aus Syrien, möchte selbst unbedingt Kinder haben. Sie plant, auch als Mutter erwerbstätig zu sein, und hebt die Bedeutung des Kindergartens als Bildungseinrichtung positiv hervor:

Elisa: „In der armenischen Gesellschaft in Syrien haben fast alle Frauen leider nicht gearbeitet.“

Int.: „Sie haben vorher gesagt, wenn es möglich wäre, würden Sie arbeiten mit Kindern? Was bedeutet das oder wie ist es möglich für Sie in Österreich?“

Elisa: „Wenn es einen Kindergarten gibt, kann ich arbeiten. Der Kindergarten gibt eine gute Erziehung für die Kinder.“

(Syrerin, 17 Jahre, Int. 05: 242ff.)

4.4 Religion

Wie weiter oben dargestellt, sind Syrien und Afghanistan islamisch geprägte Gesellschaften und der größte Teil der Bevölkerung gehört der muslimischen Glaubensgemeinschaft an. In der Stichprobe der vorliegenden Studie sind 30 Personen muslimischen Glaubens, nur eine junge Frau aus Syrien ist eine armenische Christin. Da im folgenden Kapitel auch das Thema „Kopftuch“ behandelt wird, sei noch erwähnt, dass drei der 12 interviewten Frauen kein Kopftuch tragen: die 17-jährige Syrerin und Christin Elisa, die 18-jährige Syrerin Melissa und die 24-jährige Syrerin Nadja. Die anderen neun Frauen tragen Kopftuch (Hidschab).

Die Frage, inwieweit der religiöse Glaube eine Rolle für die Integration in Österreich spiele, hängt zwar nicht unmittelbar mit dem Familienthema zusammen, hat aber doch Berührungspunkte. Ebenso wie familienrelevante Werte, Normen und Verhaltensweisen können auch die religiös geprägten Relevanzsysteme richtungsweisend für Alltagspraktiken (z. B. Speise- und Kleidungsgebote) und biografische Entscheidungen sein (z. B. Partnerwahl). Und ebenso wie familienrelevante Entscheidungen (z. B. Kinderwunsch) sehr intime Lebensbereiche betreffen (z. B. Sexualität), ist auch das Thema Glaube eines, das oft als „Privatsache“ angesehen wird – und zwar nicht nur in pluralistischen Gesellschaften, sondern auch von den hier interviewten Personen, wie in diesem Kapitel gezeigt wird.

Für die vorliegende Studie sollte aus der subjektiven Perspektive der Syrer/innen und Afghan/innen eruiert werden, inwieweit ihre Religionszugehörigkeit bzw. ihre religiöse Praxis (falls zutreffend) die Teilhabe an der

Mehrheitsgesellschaft fördert oder hemmt. In möglichst offener Formulierung wurde zum Beispiel gefragt „Können Sie Ihre Religion so leben, wie Sie möchten – egal, ob Sie jetzt Muslim/in oder Christ/in sind? Oder vielleicht sind Sie auch gar nicht religiös?“ oder auch: „Welche Bedeutung hat Religion in Ihrem Leben/Alltag?“

Die folgenden Themen waren in den Interviews dominant: die Ansicht, Religion sei „Privatsache“ oder „Herzenssache“ und Aussagen dazu, inwieweit die eigenen religiösen Alltagspraktiken in der Mehrheitsgesellschaft möglich und für das Individuum überhaupt wünschenswert seien. Hier wurde vor allem auf das Kopftuchtragen der Musliminnen Bezug genommen. Zwar ist das Kopftuchtragen als rein religiöse Praxis umstritten, der Koran empfiehlt lediglich, dass sich Frauen „zum eigenen Schutz züchtig bedecken sollen“ (Österreichischer Integrationsfonds 2017: 4); es wird jedoch im Kapitel „Religion“ behandelt, da es vor allem auch von den Interviewpartner/innen in diesen Kontext gestellt wurde.

4.4.1 Religion als Privatsache

Ein äußerst dominantes Thema in der Auseinandersetzung mit der Frage, wie die Interviewpartner/innen ihre Religion im Alltag leben (können), ist die Selbstbestimmung im Sinne der Religionsfreiheit. Religion sei „Privatsache“, eine „sehr persönliche Sache“, man sei „Moslem vom Herz“. Diese Überzeugung zeigt sich entweder in den Formulierungen selbst oder darin, dass die Erzählerpersonen sich ein Stück weit verschließen, was die Beantwortung dieser Frage angeht – und quasi damit demonstrieren, dass die Frage zu privat ist. Nach seinem persönlichen Erleben gefragt, antwortet zum Beispiel der junge Syrer Omer auf einer abstrakten Ebene, gibt ein Statement ab und bleibt die eigentliche Antwort schuldig:

Int.: „Können Sie Ihre Religion hier so leben, wie Sie das früher gemacht haben?“
 Omer: „Religion ist eine sehr persönliche Sache, jeder macht, was er will. Das haben wir im Wertekurs auch gehört.“
 (Syrer, 19 Jahre, Int. 06: 315)

Seine Hervorhebung, dass er dies „im Wertekurs auch“ gehört habe, ist quasi die Rückversicherung, dass er seine Religion in Österreich so leben kann, wie er möchte. Auch die 19-jährige Afghanin Raha antwortet mit einem Statement auf allgemeiner und nicht subjektiver Erlebensebene, das in ihrem Fall ihre starke Identifikation mit ihrem muslimischen Glauben und dessen Stabilität ausdrückt:

Raha: „Religion ist gut und jeder soll seine oder ihre Religion bis zum Ende des Lebens halten. Zum Beispiel ich bin Moslem, meine Religion ist Islam und ich soll Moslem bis zum Ende meines Lebens bleiben. Es ist nicht gut, wenn man das ändern soll.“
 (Afghanin, 19 Jahre, Int. 08: 177)

Ihr Zusatz „es ist nicht gut, wenn man das ändern soll“, ist wohl als Hinweis darauf zu verstehen, dass sie nicht bereit ist, Einflussnahmen der Mehrheitsgesellschaft zu akzeptieren, die ihren Glauben angehen. Damit zeigt sie eine Haltung, die auch bei einigen anderen Erzählerpersonen zu beobachten war, die sich als gläubige Muslim/innen präsentieren: Die Präsentation der eigenen Zufriedenheit und der gefestigte Standpunkt im eigenen Glauben („Moslem vom Herz“; „bis zum Ende meines Lebens“) beinhaltet – so die Interpretation – die Botschaft, dass dieser Glaube eben unverrückbar ist und ein möglicher Einfluss der Mehrheitsgesellschaft an dieser Stelle endet. Wo genau diese Grenze gezogen wird, ist individuell und situativ unterschiedlich. Ein Beispiel ist das fünfmalige, zeitgebundene Beten pro Tag. In der Gruppe der syrischen Männer sagt der 44-jährige Yassir, dass er seine Religion in Österreich „auf jeden Fall“ leben kann, mit dem Zusatz „ich belästige und störe niemanden damit“. Der 51-jährige Marwan greift dieses Statement zustimmend auf und nennt als Beispiel, dass er bei einer privaten Einladung bei einer Österreicherin gebetet hat, als der Gebetsruf per Handy-App kam. Je nach Situation wird entschieden, ob das Beten in der sozialen Konstellation gerade passt oder nicht – im Deutschkurs zum Beispiel, „bei Terminen“ schalte man das Handy aus. Ob man in dieser Situation vielleicht doch im Stillen betet, während des Kurses, ohne den Raum zu verlassen, bleibt offen:

Int.: „Was uns noch interessieren würde, wenn Sie religiös sind, können Sie Ihren Glauben hier so leben, wie Sie das gern möchten, klappt das?“

Yassir: „Also ich kann es auf jeden Fall. Ich belästige und störe niemanden damit. Ich bete ganz normal zu Hause. Ich lese den Koran, es stört ja niemanden.“

Marwan: „Also wenn wir bei der befreundeten österreichischen Psychologin zu Hause waren, war es auch kein Problem, bei ihr zu Hause zu beten, das hat sie völlig in Ordnung gefunden. Auch, wenn der Gebetsruf auf dem Handy irgendwie kam und ich jemanden um mich herum hatte, dann haben die das respektiert. Also ich habe nur positive Erfahrungen damit gemacht. Also von mir aus gab es bisher noch keine Schwierigkeiten.“

Int.: „Es gibt einen Gebetsruf auf dem Handy?“

Yassir: „Es gibt so eine App, ich kann Sie Ihnen runterladen (lacht).“

Marwan: „Also es gibt ja fünf Gebetszeiten am Tag. Und zu allen gibt es da einen Gebetsruf, kann man einstellen.“

Int.: „Wie ist das, wenn Sie jetzt im Deutschkurs sind hier?“

Yassir: „In Kursen, bei Terminen, machen wir den Ton aus, das geht nicht.“

Marwan: „Wenn wir zum Beispiel zu zehnt in einem Kurs sitzen und die Handys sind nicht aus, dann bekommt jeder mal einen Anruf, eine Nachricht, da kann sich ja keiner mehr konzentrieren. Deswegen ist es schon Verpflichtung, das Handy auszumachen.“

(Syrer, 44 und 51 Jahre, Int. 03: 189ff.)

Eng mit der Überzeugung verbunden, dass Religion „Privatsache“ ist, ist der Toleranzgedanke, den einige betonen, zum Beispiel in der Fokusgruppe der jungen afghanischen Männer. Man habe jüdische und christliche

Freunde, denn der eigene Glaube habe „gar nichts zu tun mit anderen“, wie Jan betont, und ein anderer sagt: „Ich bin Moslem nur für mich.“

Sarvar: „Ich bin Moslem und ich habe keine Probleme damit, wenn ich jüdische Freunde habe.“

Jawad: „Ich bin Moslem, ja? Moslem ist vom Herz! Ich weiß, was ich machen soll. Und meine Freunde sind Juden oder Christen, das ist ganz egal. Die sind meine Freunde.“

Int.: „Wie sehen das die anderen? Was sind eure Erfahrungen so?“

Jawad: „Ich bin Moslem nur für mich, nicht für andere. Wenn jemand sagt, du musst das so machen oder so machen – das ist mir egal.“

Jan: „Ich sehe es so, wenn man eine Religion hat, dann ist das im Herz, oder? Das hat gar nichts zu tun mit anderen. Religion ist, du hast einen Glauben. Religion heißt Glauben. Und es kann auch nicht heißen, du musst Christ sein, du musst Moslem sein. Jeder kann für sich selber entscheiden. Und ich würde auch nicht meine Kinder zwingen, dass sie Moslem sind oder Christ. Sie sollten das selber entscheiden.“

(Afghanen, 21, 20 und 22 Jahre, Int. 02: 274ff.)

Vermutlich ist in diesen Statements nicht nur eine Selbstpositionierung enthalten (ich bin tolerant), sondern – da allgemein über Religion und Glauben gesprochen wird, und nicht nur über den muslimischen Glauben – auch die Erwartung an Andersgläubige oder die österreichische Mehrheitsgesellschaft generell: Indem man sich selbst tolerant gegenüber anderen Glaubensgruppen positioniert, erwartet man ebenso deren Toleranz. In diesem Sinne ist auch das folgende Zitat von Marwan zu verstehen, der nicht nur von seiner eigenen Glaubensgruppe spricht, wenn er sagt, man solle die anderen Religionen in deren Ansichten akzeptieren:

Marwan: „Zusammenleben ist halt nur schön, wenn man einsieht, dass jeder eine andere Religion hat, und das akzeptiert und

in dem Sinne auch Freiheit gibt. Also jeder ist frei in seiner Religionsausübung und in seiner Ansichtssache. Das Einzige, was dieses Zusammenleben vielleicht einschränken könnte, ist, wenn man von sich so überzeugt ist und sagt, ‚nur ich gehe den korrekten Weg und alle anderen sind falsch‘. Das stört dann natürlich.“
(Syrer, 51 Jahre, Int. 03: 200)

Dass verschiedene Überzeugungen zwischen Menschen derselben oder verschiedener Religionen diskutiert werden könnten, dass es zu einem Dialog kommt, wurde in den Interviews nicht thematisiert. Dabei mag die Situation in den Herkunftsländern eine Rolle spielen. Einige Erzählpersonen haben auf ihre Erfahrung Bezug genommen, dass Religion, wenn sie auf eine kollektive Ebene gehoben wird und im Extremfall eine lenkende, politische Dimension annimmt (eben im Gegensatz zur „Privatsache“), Gefahr bedeutet. Ein junger Afghane etwa antwortet auf die Frage, welche Rolle Religion in seinem Leben spiele, mit der Darstellung, wie der Missbrauch der Religion seinem Land geschadet habe:

Int.: „Welche Rolle spielt die in Ihrem Leben, die Religion?“
Jawad: „Also die religiösen Führer in Afghanistan machen mittlerweile richtig Geschäfte mit der Religion, sie verdienen richtiges Geld durch die Religion. Und sie kriegen auch Bestechungsgelder. Die religiösen Führer und auch andere Länder spielen uns afghanische Bevölkerung seit 40 Jahren aus. Andere Länder versuchen, aus Afghanistan ein religiöses Land zu machen, der Iran und Pakistan und England, sie schmeißen eigentlich alles Religiöse in unser Land, damit wir, – sie hetzen uns seit Jahren gegeneinander auf. Aber die Religion ist auch etwas, das IM Menschen drin ist.“
(Afghane, 20 Jahre, Int. 02: 269f.)

Die 24-jährige Nadja, die zwar eine Muslimin ist, aber keine praktizierende, äußert sich ähnlich skeptisch, was den politischen Missbrauch der Religion angeht. Sie assoziiert Religion mit Krieg:

Nadja: „In Syrien haben wir Christen, Moslems, Juden. Wir haben so viele Gruppen. Ich kann sie nicht zählen, so viele Gruppen. Und wir leben zusammen und haben kein Problem. Aber wenn der Krieg kommt, dann wird es zum Problem.“
(Syrerin, 24 Jahre, Int. 09: 159)

Aber nicht nur der staatliche Einfluss, sondern auch der innerfamiliäre Einfluss der eigenen Eltern wird kritisch gesehen, was die „Privatsache Religion“ eines jeden Menschen angeht. Hier wurde ein paarmal das Thema Kopftuch angesprochen, besonders von den Frauen. Sie betonen, dass es die selbstständige Entscheidung ihrer Tochter/einer jeden Frau ist, ob sie zu gegebener Zeit ein Kopftuch tragen wird:

Int.: „Wie wäre es denn, wenn Sie Töchter hätten, Sie drei, was würden Sie Ihren Töchtern raten?“
Gandum: „Ich werde meiner Tochter sagen, du darfst leben, wie du willst, genau wie ich auch mein Leben leben möchte, wie ich will.“

Armaghan: „Ich werde meiner Tochter erzählen, was das bedeutet, ein Kopftuch, wie ist es im Islam, aber die letzte Entscheidung soll sie selber treffen.“

Raha: „Unsere Kinder werden hier geboren und bekommen viele Einflüsse von der Gesellschaft. Und ich denke, die werden auch wie andere Leute. Sie sollen es selber entscheiden, ob sie Kopftuch haben oder keines haben wollen.“
(Afghaninnen, 18 und 19 Jahre, Int. 08: 214ff.)

Sham: „Es geht auch darum, ob das Mädchen das überhaupt will, ob sie überzeugt davon ist. Ich kann sie ja nicht zwingen, wenn sie nicht will?!“

Halla: „(...) Meine Tochter hatte mal eine Phase, wo sie das Kopftuch ausgezogen hat, weil sie sich nicht mehr wohlfühlt hat. Sie war krank und hat gedacht, wenn sie das

Kopftuch auszieht, dass sie sich dann freier und besser fühlt. Ich habe sie nicht davon abgehalten, habe gesagt, je nachdem, wie du dich am besten fühlst. Aber irgendwann hat sie es dann selber wieder angezogen, weil sie sich mit Kopftuch einfach besser gefühlt hat. Es ist halt besser, wenn das Mädchen davon überzeugt ist und nicht gezwungen wird.“

(Syrierinnen, 37 und 40 Jahre, Int. 04: 198f.)

Dass das Kopftuch „Privatsache“ ist und man sich dazu nicht unbedingt äußern möchte, zeigt sich einmal mehr in dem Interview mit vier syrischen Frauen, die alle Kopftuch tragen. Als es in der zuvor sehr offen geführten Diskussion darum geht, dass das Tragen des Kopftuchs manchmal Nachteile mit sich bringt, fragt die Interviewerin, ob sich die Frauen vorstellen könnten, das Kopftuch einmal abzulegen. Geantwortet wird nur mit Kopfschütteln und unverständlichem Lachen; und wenig später verweigert eine der Interviewpartnerinnen eine Antwort darauf, ob das Kopftuch eine religiöse Überzeugung sei. „Es ist eine Überzeugung“, lautet ihre Antwort, die deren Unantastbarkeit unterstreicht:

Int.: „Eine persönliche Frage: Gab es bei Ihnen vielleicht irgendwann einmal die Überlegung, vielleicht trage ich dann kein Kopftuch? Oder gab es das überhaupt nicht?“

(Alle vier schütteln den Kopf, es wird auch ein wenig „entrüstet“ gelacht.)

Int.: „Nein, alle schütteln den Kopf, okay.“

Halla: „Das ist meine Überzeugung.“

Int.: „Ist es eine religiöse Überzeugung?“

Halla: „Es ist eine Überzeugung.“

Sham: „Es ist eine Überzeugung, gleichzeitig auch ein religiöser Aspekt.“

(Syrierinnen, 23–40 Jahre, Int. 04: 156ff.)

Was den Zusammenhang zwischen Staat und individueller religiöser Praxis des Kopftuchtragens angeht, interpretiert die 20-jährige Fatima die „Privatsache Religion“

so, dass sie bereit ist, ihre eigene Entscheidung, Kopftuch zu tragen, mit allen Konsequenzen zu tragen. Obwohl sie an anderer Stelle des Interviews betont, dass ihr die eigene Erwerbstätigkeit ein Anliegen ist („das Thema Arbeit ist mir sehr wichtig, ich würde sehr gerne arbeiten“), nimmt sie in Kauf, dass sie wegen ihres Kopftuchs in Österreich nicht alle Berufe ausüben kann. „Religion ist etwas Privates und Staat ist Staat“, sagt sie und betont, dass das „auch okay“ sei, denn sie fühle sich generell wohl mit der Trennung von Staat und Religion. Zwar könne sie zum Beispiel nicht Polizistin werden, aber sie könne ja „was anderes machen“:

Fatima: „Ich schätze schon meine Religion, aber ich weiß, irgendwo gibt es auch Gesetze.“

Int.: „Staatliche Gesetze?“

Fatima: „Ja.“

Int.: „Was meinen Sie damit? Was haben Sie da im Kopf, wenn Sie das sagen?“

Fatima: „Hier zum Beispiel ist es so, für mich ist Religion etwas Privates und Staat ist Staat. Und das merke ich auch hier, dass es getrennt ist. Zum Beispiel gibt es Berufe wie Polizisten, die dürfen mit Kopftuch nicht Polizist werden. Das ist auch ok. Ich weiß, ich kann nicht Polizistin werden. Aber ich weiß, dass mir andere Wege frei sind, ich kann was anderes machen. Das Gesetz sagt ja nicht, dass ich mit Kopftuch einen anderen Job nicht machen kann. Ich weiß es eh, Religion ist Religion, Staat ist Staat, Gesetze sind Gesetze. Ich fühl mich hier wohl, weil ich weiß, dass das hier respektiert wird, akzeptiert wird und es gibt kein Problem. Wenn ich etwas machen kann mit meinem Kopftuch, ist es ja ok, ich mache das, oder wenn ich etwas nicht machen kann, dann kann ich es lassen und etwas anderes machen.“
(Afghanin, 20 Jahre, Int. 07b: 174ff.)

Den in diesem Unterkapitel zusammengestellten Aussagen der Interviewpartner/innen ist gemein, dass sie die Privatheit der Religion betonen und gleichzeitig die Erfahrungen mit der Mehrheitsgesellschaft in puncto Religion entweder nicht ansprechen (sie vielleicht auch

bewusst ausklammern) oder positiv einschätzen. Probleme werden von diesen hier zitierten Interviewpartner/innen nicht berichtet. Dies illustrieren abschließend die folgenden drei Zitate:

Int.: „Wie erleben Sie da die Österreicher? Sind die tolerant oder nicht so?“
Yassir: „Tolerant gegenüber was? Religion, oder?“

Int.: „Ja.“
Yassir: „Ja, da haben sie kein Problem mit. Jeder kann seine Religion frei ausüben.“
(Syreer, 44 Jahre, Int. 03: 201ff.)

Jawad: „In Afghanistan sagen sehr viele, Moslem ist okay, aber andere nein. Moslem richtig, Moslem gut, andere nein. In Afghanistan ist das so. Ich aber bin Moslem vom Herz.“

Int.: „Hast du das Gefühl, dass du hier gut Moslem sein kannst?“
Jawad: „Im Fastenmonat gehe ich in die Moschee hier in Wien. Ich halte mich an alles, was im Koran steht.“
(Afghane, 20 Jahre, Int. 02: 281ff.)

Omar: „Ich finde, dass die Leute hier wirklich das Kopftuch akzeptieren, das ist kein Problem. Sie respektieren auch die Religion hier in ihrem Land. Ich selbst akzeptiere auch die anderen Religionen.“
(Syreer, 17 Jahre, Int. 06: 316)

4.4.2 Herausforderungen und Kritisches

Es gibt aber auch ein paar (wenige) Interviewpartner/innen, die davon berichten, dass sie in der Ausübung ihrer Religion mit Herausforderungen umgehen müssen, sei es, weil sie in Österreich mit neuen Situationen konfrontiert werden (z. B. dem Händeschütteln zwischen Mann und Frau) oder weil sie Ablehnung verspüren, die mit religiösen Symbolen zusammenhängt (hier wird das Kopftuch als Beispiel genannt).

Der 21-jährige Sarvar berichtet etwa davon, dass es für Muslim/innen wie ihn, die die Speiseregeln einhalten, kein Schweinefleisch essen und keinen Alkohol trinken, „vielleicht ein bisschen schwierig in Österreich ist“:

Sarvar: „Wenn ich mit meinen Freunden ausgehe, dann trinke ich fast nie Alkohol. Also ich habe schon mal Alkohol getrunken, aber ich trinke nicht viel Alkohol. Und das mache ich eben wegen meiner Religion. Und Schweinefleisch esse ich auch nicht. Das ist vielleicht ein bisschen schwierig in Österreich, was die Religion anbelangt.“
(Afghane, 21 Jahre, Int. 02: 295)

Die Frauen in der Stichprobe haben erwähnt, dass das Begrüßen per Handreichen für sie eine Herausforderung sei, weil es „im Islam eigentlich verboten (ist), dass ein Mann und eine Frau sich die Hand geben“. Sowohl in der Interviewgruppe der Syrerinnen als auch der Afghaninnen war jedoch Konsens, dass man sich hier bereits angepasst habe, manchmal sei man „gezwungen“, es zu tun, denn es sei „unangenehm“, sich mit einer Entschuldigung der Hand zu entziehen:

Int.: „Noch was anderes zum Thema Religion, es ist ja ein großes Thema. Können Sie Ihre Religion hier so leben, wie Sie das möchten und gewöhnt sind?“
(*allgemeines Gemurmel und Nicken*)

Int.: „Ja?“
(*allgemeines Nicken*)
Halla: „Etwas, was eine große Herausforderung für uns ist, ist das Händeschütteln. Im Islam ist es eigentlich verboten, dass ein Mann und eine Frau sich die Hand geben. Man ist manchmal gezwungen, es zu tun, denn es ist unangenehm, zu sagen: ‚Entschuldigung, ich darf das nicht, ich kann nicht.‘ Deshalb mache ich das. Aber ansonsten ist es eigentlich vom Religiösen her nicht erlaubt.“
(Syreerin, 40 Jahre, Int. 04: 163ff.)

Sogand: „Manche Dinge kann ich ja hier nicht religiös weitermachen.“

Int.: „Was zum Beispiel?“

Sogand: „Zum Beispiel konnte man im Iran zwischen Mann und Frau nicht Hand geben, es war nicht üblich. Und hier zum Beispiel kann man einem fremden Mann auch die Hand geben.“

Int.: „Und das ist auch für Sie ok?“

Sogand: „Ja.“

(Afghanin, 28 Jahre, Int. 07a: 134ff.)

Auch schwierig sei aufgrund der anderen geographischen Lage von Österreich das Fasten im Sommer. Die Tage seien länger, sagt die 18-jährige Armaghan aus Afghanistan. Da der Koran aber anbietet, auf das Fasten zu verzichten, falls es dem Körper schade, sieht sie die Situation entspannt („wenn man nicht kann, das sagt der Koran, muss man nicht fasten“).

Eher als Problem als die alltägliche Ausübung der Religion wird von einzelnen Interviewpartner/innen die Ablehnung durch die österreichische Mehrheitsgesellschaft erlebt, die sich in der Ablehnung der „islamischen Kleidung“ zeigt, wie Marwan sagt, gemeint und häufig genannt wird dabei das Kopftuch, das die Frauen tragen. Fast scheint es so, als sei das Kopftuch das Symbol schlechthin, an dem sich eine möglicherweise empfundene Ablehnung manifestiert. So sagen die beiden Männer, die gleich zitiert werden, nicht, dass sie das Gefühl haben, als Menschen abgelehnt zu werden, sondern sie sprechen davon, dass die Gesellschaft „vielleicht ein Problem mit der islamischen Kleidung“ habe (Marwan), oder dass ein „Teil der Österreicher“ das „Kopftuch nicht akzeptier(e)“ (Ahmad). Das Kopftuch – das die hier zitierten Männer ja nicht einmal selbst tragen – wird als Stellvertreter für sie als Gruppe der Muslim/innen verwendet:

Marwan: „Also es gibt zwar eine Minderheit, ein kleiner Teil der Gesellschaft hat vielleicht ein Problem mit der islamischen

Kleidung, mit dem Kopftuch oder so, die dann vielleicht komisch gucken oder mal schlechte Erfahrungen damit hatten oder irgendwas Falsches dann aufgefasst haben und einfach keine Ahnung haben, warum die das tragen. Und die haben dann immer diese Vorurteile im Kopf. Aber das ist wirklich nur ein kleiner Teil, das kann ich nicht von allen behaupten.“

(Syrer, 51 Jahre, Int. 03: 206)

Ahmad: „Es gibt natürlich einen Teil der Österreicher, die akzeptieren das Kopftuch nicht.“

(Syrer, 19 Jahre, Int. 06: 314)

Eine konkrete Erfahrung schildert in diesem Kontext die 18-jährige Afghanin Gandum. Sie berichtet vom formalen Schreiben eines Richters, der ihnen die Zuerkennung des Flüchtlingsstatus scheinbar mit den Worten verwehrt habe, dass sie „mit diesem Kopftuch und mit diesem Glauben zurückgehen (können) in ihr Land“. Auch wenn kaum vorstellbar ist, dass dies in einem offiziellen Schreiben so formuliert ist – obwohl Gandum abschwächend ergänzt, dass nur von „islamischer Kleidung“, nicht vom Kopftuch geschrieben worden sei – zeigt ihre Erfahrung, dass das Kopftuch auch von manchen Österreicher/innen als Symbol der bewussten Segregation gesehen wird, also als Zeichen, dass man nicht integrationsbereit ist.

Gandum: „Wir mussten ein Interview machen als Flüchtlinge und wir waren mit Kopftuch da und wir haben eine negative Antwort bekommen. Der Richter hat geschrieben, mit diesem Kopftuch, mit diesem Glauben, könnt ihr zurück in euer Land gehen. Er hat es nicht exakt gesagt ‚Kopftuch‘, sondern ‚mit diesem Glauben und dieser Kleidung könnt ihr zurückgehen in eurer Land‘.“

Int.: „Der Richter hat das geschrieben?“

Gandum: „Ich kann jetzt nicht 100 Prozent sagen, der Richter, aber der Anwalt hat

gesagt, ja die haben das so geschrieben von offizieller Stelle.“

Int.: „Aber Sie konnten dann schon bleiben?“

Gandum: „Einmal haben wir negative Antwort bekommen und jetzt warten wir auf den zweiten Termin.“

Int.: „Und wollen Sie jetzt das Kopftuch abnehmen für den zweiten Termin?“

Gandum: „Früher hab ich gedacht, es gibt diese Freiheit in Österreich, aber nach dem Interview hab ich gesehen, nein. Für das zweite Interview bin ich nicht sicher, was ich machen soll.“

(Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 130ff.)

Auch hier betont die Interviewpartnerin (wie oben die beiden zitierten Männer), dass ihr Kopftuch eine Stellvertreterfunktion für die ganze Familie hat. Weil sie ein Kopftuch trägt, wird die Familie zurückgeschickt – so ihre Erinnerung an das Geschriebene („könnt ihr zurückgehen in euer Land“). Diese Geschichte hat sie verunsichert und enttäuscht. Sie spricht von einem Verlust der Freiheit, die sie in Österreich erwartet hätte („früher hab ich gedacht, es gibt diese Freiheit in Österreich“). Sie zieht ihre persönlichen Konsequenzen und überlegt nicht nur, das Kopftuch beim zweiten offiziellen Termin nicht zu tragen, sondern sie stellt sogar generell ihre Religionszugehörigkeit infrage, wie im nächsten Unterkapitel gezeigt wird. Die von Gandum geschilderte Episode erinnert an die von Alaa, die bereits im Kapitel „Ankunft in Österreich“ zitiert wurde (vgl. 4.1). Sie sollte bei Ankunft im Aufnahmelager ihr Kopftuch ablegen, damit ein Ausweisfoto von ihr gemacht werden konnte. Alaa erzählt von dieser Geschichte auf die Frage, was sie an Österreich überrascht habe, und sie wird dabei sehr emotional. Sie sagt, sie sei danach „traumatisiert“ gewesen. Beide Geschichten illustrieren, dass das Thema Kopftuch eines ist, das zu Konflikten zwischen den Kopftuch tragenden Frauen (samt ihren Familien) und der Aufnahmegesellschaft führen kann, und zwar auch, weil die Frauen nicht darauf vorbereitet sind und andere Erwartungen haben. Der Begriff „Freiheit“ wird von

einigen Interviewpartnerinnen so interpretiert, dass sie selbst entscheiden können, ob sie ein Kopftuch tragen wollen oder nicht („Privatsache Religion“) – während aus feministischer Sicht genau das Tragen des Kopftuchs als Beispiel referenziert wird, um zu zeigen, dass Frauen in diesen Gesellschaften nicht frei sind.

4.4.3 Kritisches gegenüber der eigenen Religion

Im Unterschied zu den oben dargestellten Herausforderungen und negativen Erlebnissen mit dem Kopftuchtragen gibt es auch Zitate, die zeigen, dass man sich mit der eigenen beziehungsweise der religiösen Praxis von Landsleuten kritisch auseinandersetzt. Es gibt nur drei Personen, die sich dahingehend geäußert haben, nämlich drei junge Frauen im Alter von 18 und 24 Jahren, zwei aus Afghanistan, eine aus Syrien. Man kann in diesen Zitaten eine teils offene, teils versteckte Kritik an einer religiösen Praxis erkennen, wenn sie segregierende Tendenzen hat, das heißt, sich der Mehrheitsgesellschaft bewusst verschließt. Die Syrerin Nadja zum Beispiel meint, dass sie unter ihren Landsleuten eine zunehmende Religiosität beobachten könne, nachdem sie in Österreich leben. Sie seien „plötzlich verschlossen“ gegenüber der Aufnahmegesellschaft, das findet sie „verrückt“. Die von ihr attribuierte zunehmende Strenge der in Österreich lebenden Muslim/innen hat sie bei einem Imam in Wien beobachtet, der abgelehnt hat, ein befreundetes Paar islamisch zu verheiraten, weil der Brautvater nicht anwesend war. Nadja findet das befremdlich, denn selbst im traditionellen Saudi-Arabien sei dies möglich gewesen, das weiß sie aus eigener Erfahrung, weil sie dort einige Jahre gelebt hat:

Nadja: „Die Moscheen in Syrien sind nicht wie die Moscheen hier. Hier ist es sehr streng. (...) Und sie wollen heiraten, und der Imam hat gesagt ‚nein‘. Einfach nein. Und sie haben gesagt, ‚Was machen wir? Wir möchten islamisch heiraten, das ist unsere Kultur, das ist unsere Religion?!‘ Er hat einfach nein gesagt, der Imam. Und hat gesagt: ‚Wo ist ihr Vater?‘ Ich habe auch geheiratet ohne meinen Vater,

der war in Saudi-Arabien.“
(Syreerin, 24 Jahre, Int. 09: 167)

Sie ergänzt ihre Kritik am institutionalisierten Islam in Österreich um Beobachtungen, von denen sie in einer Wiener Moschee gehört habe, und spricht im Zuge dessen gleich zwei „heikle“ Themen an: die Rekrutierung von IS-Anhängern und die Machtlosigkeit oder Zurückhaltung der österreichischen Polizei („in Syrien kommen sie rein in die Moschee, die Polizei“):

Nadja: „Und ich habe gehört, hier in der Moschee in Wien, die Leute sind hier aus Afghanistan gekommen und arabische Leute auch. Und sie haben gefragt: ‚Wer will nach Syrien in den Krieg gehen und kämpfen?‘ Und sie haben Namen aufgeschrieben und haben die Flüge bezahlt, sie haben alles bezahlt, den Flug in die Türkei und dann von der Türkei nach Syrien; zu Fuß gegangen, von hier, von Europa, von der Moschee.“

Int.: „Meinst du jetzt IS-Kämpfer?“
Nadja: „IS-Kämpfer, ja. Nicht mit anderen Gruppen, mit ISIS. Und hier habe ich auch gehört, dass die Polizei Respekt hat vor der Religion. Und sie können nicht in die Moschee reingehen. (...) Vor zwei Wochen hat ein Mann etwas gestohlen und dann ist er in die Moschee geflüchtet. Und die Polizei hat den Imam angerufen und hat gesagt: Bitte bringt diesen Mann zu uns, wir können nicht rein. In Syrien kommen sie rein, in die Moschee, die Polizei (lacht) und schlagen ihn in der Moschee. Ja, in Syrien ist die Polizei ein bisschen aggressiver. Ja, das ist sehr lustig. Hier haben sie Respekt. Es ist zwar gut, dass sie Respekt haben, aber vielleicht wissen sie nicht, was da drinnen passiert.“
(Syreerin, 24 Jahre, Int. 09: 169ff.)

Ihre Anmerkung, die österreichische Polizei habe „Respekt vor der Religion“ zeigt das Dilemma, das aus ihrer Sicht entstehen kann: Die Freiheit in der Ausübung der Religion wird von einigen bewusst genutzt, nicht nur, um sich von der Mehrheitsgesellschaft zu segregieren,

sondern um sich vor staatlicher Sanktionierung zu schützen, wenn gegen das Gesetz gehandelt wurde.

Zuletzt soll es in diesem Abschnitt nochmals um das Thema Kopftuch gehen, das in der kritischen Auseinandersetzung von allen drei Frauen thematisiert wurde. Die oben bereits zitierte Nadja trägt selbst kein Kopftuch und steht diesem Thema eher kritisch gegenüber. Sie positioniert sich damit, dass sie ein Kopftuchverbot in manchen Berufen im Berufskontext als gerechtfertigt erachtet, das es „in vielen Firmen hier“ gebe, denn „es ist Österreich“. Sie verteidigt die Werteinheit der Aufnahmegesellschaft und kritisiert damit (ungesagt) jene, die die verknüpften Gebote beklagen:

Nadja: „Sie (eine Bekannte) trägt ein Kopftuch, sie kann nicht als Kellnerin arbeiten, die Leute wollen das nicht. Mit Kopftuch geht es nicht, oder? Ja. So viele Firmen hier haben ein Kopftuchverbot oder der Chef mag das nicht. Aber sie haben Recht! Ich bin dafür, nicht dagegen. Weil, es ist Österreich. Vielleicht mögen sie das nicht, sie mögen kein Kopftuch oder die Zeichen deiner Religion nicht.“

Int.: „Hast du mal Kopftuch getragen in Syrien?“

Nadja: „Nein, aber in Saudi-Arabien.“
(Syreerin, 24 Jahre, Int. 09: 54)

Während Nadja schon länger ohne Kopftuch lebt und sich insgesamt als nicht sehr alltagsreligiös präsentiert (sie weicht der Frage etwas aus und spricht nur davon, dass sie die islamischen Feste gern feiert), befinden sich Gandum und Armaghan, zwei 18-Jährige aus Afghanistan, noch im Zweifel. Ihre Ausführungen legen nahe, dass die „Kopftuchfrage“ besonders die Jungen zum Nachdenken anregt, sind sie doch noch stärker in der Phase der Identitätsfindung als Ältere. Gandum und Armaghan sind beide erst wenige Monate in Österreich und tragen Kopftuch, Gandum jedoch nur in lockerer Weise, man sieht ihre Haare teilweise. Sie trägt das Kopftuch schon immer so, es ist die Art und Weise, wie man es im Iran trägt, wo sie lange gelebt hat. Seit sie in Österreich ist, wird sie nun von zwei Seiten kritisiert:

Zum einen hat sie Probleme mit den Behörden gehabt (siehe oben), die ihr und ihrer Familie einen mangelnden Integrationswillen unterstellen, zum anderen wird sie von Muslim/innen kritisiert, dass sie das Kopftuch nicht „richtig“ trage. Weil sie diese Anfeindungen von beiden Seiten spürt, hadert sie mit ihrer Religionszugehörigkeit („Warum muss ich Moslem sein?“), denkt über ihre Gewohnheiten nach, über das Beten und über das Kopftuchtragen und möchte „mehr lernen, über die Religionen und sogar über (ihr) Kopftuch“. „Alles ist im Moment infrage gestellt“, sagt sie und gibt in ihrer Narration sehr ehrlich Einblick in ihre Zweifel:

Int.: „Und für Sie? Welche Bedeutung hat Religion?“

Gandum: (langes Schweigen) „Eigentlich ja, von Kindheit her haben wir das mitbekommen und wir machen das wie eine Gewohnheitssache. Aber wenn ich denke, tief in mir drinnen, frage ich mich, warum bin ich Moslem, warum muss ich Moslem sein, warum muss ich Kopftuch tragen, warum muss ich beten? Und warum sagen wir, die anderen Religionen sind nicht gut, nur unsere ist gut? Alle Sachen sind im Moment infrage gestellt. Ich mache es im Moment wie eine Gewohnheit, aber ich will es nicht mehr. Ich möchte mehr lernen, über verschiedene Religionen und sogar über mein Kopftuch. Es fragen mich andere Moslems, – weil es heißt, als muslimische Frau muss ich die ganzen Haare bedecken, und bei mir ist es nicht ganz bedeckt. Und die fragen mich: ‚Wenn du Moslem bist, warum ist es so?‘ (Sie deutet auf ihre Haare, die nur zum Teil bedeckt sind.) Ich denke nach.“ (...)

Int.: „Wer hat das ausgelöst, diese Fragen oder auch diese Zweifel, die Sie haben?“

Gandum: „Eigentlich gibt es viele Regelungen und Beschränkungen für Moslems, man muss sich daran halten, wenn man Moslem ist. Und als ich dann in Österreich war, habe ich mir gedacht, ich bin ein Mensch und die anderen sind auch Menschen. Warum dürfen die viele Sachen machen und wir sind so beschränkt in

einem Rahmen und dürfen nicht aus diesem Rahmen rauskommen? Warum ist es so? Ich bin Mensch und die anderen sind auch Menschen, das war Auslöser für diese Fragen.“ (Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 188ff.)

Ihre weitere Erläuterung zeigt später auch, dass die „Gewohnheit“, von der sie spricht, durchaus familial eingefordert wurde, und zwar von ihrer Tante – die allerdings nicht nach Österreich gekommen ist. Während ihre Mutter ihr freie Hand ließ („sie ist nicht wirklich streng, sie ist fast wie ich“), hat die Tante die beiden ermahnt und mit Strafen im Jenseits gedroht („du wirst aufgehängt an deinen Haaren“):

Gandum: „Meine Tante, die ist sehr, sehr streng.“

Int.: „Gibt es da Diskussionen mit der Tante, weil man nicht so streng ist?“

Gandum: „Ja, immer gab es Gespräche und Streit zwischen der Tante und uns. Und es hat immer Diskussionen gegeben und die Tante hat gesagt: ‚Aufpassen, du musst dein Kopftuch besser tragen, du musst Tschador tragen, sonst wirst du nach dem Tod eine Strafe bekommen, du wirst aufgehängt an deinen Haaren im nächsten Leben, wenn du dein Kopftuch nicht richtig trägst.‘“ (Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 205)

Armaghan, die ein Kopftuch trägt, geht ebenfalls auf das nicht ganz bedeckende Tragen vom Kopftuch ein. Sie hat es einmal nicht ganz bedeckend getragen und beschreibt mit ihrem Zitat sehr treffend die Bipolarität, das eindeutige „Ja“ oder „Nein“ für das Kopftuch, das sich in dem Anspruch beider Gesellschaften wiederfindet, nämlich der Migrations- und der Aufnahmegesellschaft: Es wird eingefordert, dass man sich eindeutig deklariert:

Armaghan: „Ich habe früher auch das Kopftuch so (= nur halb bedeckend) getragen in Afghanistan. Als ich nach Österreich gekommen bin, hab ich gesehen, die moslemischen Frauen haben entweder kein Kopftuch oder

sie haben (es) ganz richtig (= alle Haare bedeckend). Und so hab ich nachgedacht, was will ich haben, ganz richtig oder so wie früher? Und mein Vater hat gesagt: ‚Was willst du haben, dein Kopftuch wegnehmen oder richtig das Kopftuch tragen?‘ Und ich habe mich entschieden, es ganz zu tragen.“

Int.: „Warum war der Vater dagegen, dass Sie es halb tragen, wie Gandum?“
 Armaghan: „Weil es hier so üblich ist, dass man es ganz trägt oder gar nicht.“
 (Afghanin, 18 Jahre, Int. 08: 206ff.)

Das Zitat, das dieses Kapitel abschließen soll, unterstreicht damit nochmals, welchen großen Symbolwert das Kopftuch für beide Gesellschaften im Sinne der Integration hat: Wird es getragen, wird das meist als Zeichen der bewussten Segregation gedeutet, wird es nicht getragen, dass eine Integration angestrebt wird. Wird es nur halb getragen, ist die Selbstverortung der Trägerin nicht eindeutig, was für die Muslim/innen der Migrationsgesellschaft ein Problem darstellen dürfte (so jedenfalls die Erfahrung der Interviewpartnerinnen): Man erwartet sich eine klare Deklaration zur eigenen Identität und Gruppenzugehörigkeit („Was willst du haben? Dein Kopftuch wegnehmen oder richtig das Kopftuch tragen?“). Inwieweit die Aufnahmegesellschaft ein nur halbbedeckendes Kopftuch als problematisch wahrnimmt, wurde nicht thematisiert. Die Selbstverortung und Fremdwahrnehmung zum „Ja“ oder „Nein“ des Kopftuchs dürfte jedenfalls weit über das religiöse Bekenntnis hinausgehen und eher im Sinne eines „Gehörst du zu uns oder zu denen?“ verstanden werden – und zwar sowohl von der Migrations- als auch von der Aufnahmegesellschaft.

5 Synthese: Integrationshemmende und -fördernde Faktoren

WIE SPIELEN NUN FAMILIE UND INTEGRATION ZUSAMMEN? WELCHE SIND INTEGRATIONSFÖRDERNDE BZW. -HEMMENDE FAKTOREN FÜR DEN NEUEN LEBENSALLTAG DER SYRER/INNEN UND AFGHAN/INNEN? IN DER FRAGE, WANN INTEGRATION ÜBERHAUPT GEGLÜCKT SEI, FOLGT DIE VORLIEGENDE STUDIE DER DEFINITION, DASS INTEGRATION DIE PARTIZIPATION AN WIRTSCHAFTLICHEN, SOZIALEN, POLITISCHEN UND KULTURELLEN PROZESSEN BEDEUTET. ES GEHT ALSO UM DIE INDIVIDUELLE PARTIZIPATION DER GEFLÜCHTETEN AN GESELLSCHAFTLICHEN TEILBEREICHEN WIE AUSBILDUNG, ARBEITSMARKT ODER AUCH SOZIALEM LEBEN AUßERHALB DES FAMILIENVERBANDS. DIE ERGEBNISSE DER STUDIE UND DIE DARAUSS GEWONNENEN ERKENNTNISSE ZUM „INTEGRATIONSFAKTOR FAMILIE“ SOLLEN ENTLANG ZWEIER GROßER TEILBEREICHE DARGESTELLT WERDEN, DIE VON DEN INTERVIEWPARTNER/INNEN THEMATISIERT WURDEN: DAS SOZIALE LEBEN UND DER

AUSBILDUNGS- UND ERWERBSSEKTOR. EBENFALLS BERÜCKSICHTIGT WIRD DER „INTEGRATIONSFAKTOR RELIGION“, DA RELIGIÖSE NORMEN UND WERTE EBENFALLS DIE EINBINDUNG IN DIE MEHRHEITSGESellschaft BEEINFLUSSEN KÖNNEN. DA FAST ALLE INTERVIEWPARTNER/INNEN MUSLIMISCH SIND, IST MIT „RELIGION“ DER ISLAM GEMEINT.

5.1 Teilhabe am sozialen Leben in der Mehrheitsgesellschaft

Integrationsfördernd ist Familie zum Beispiel dort, wo sie die aktive oder passive Aufnahme sozialer Beziehungen mit Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft vorantreibt. Dies ist, so zeigen die Aussagen der Interviewpartner/innen, dann der Fall, wenn die Familie vor Ort ist, wenn man also im Familienverband in Österreich lebt und nicht als Einzelperson. Man könne „einer Familie leichter trauen“ als etwa einem alleinstehenden Mann, wie es eine afghanische Interviewpartnerin formuliert. Jedoch gibt es hierzu auch andere Erfahrungen, dass nämlich gerade diejenigen, die ohne Familie hierhergekommen sind, von Privatpersonen unterstützt werden, wie z. B. junge Männer, die in einen Sportverein eingeladen werden, oder alleinstehende Mütter, die spontan Hilfe erhalten. Das sind „Zufallsbekanntschaften“, bei denen die jeweilige Situation und Sympathie eine große Rolle spielen dürften. Die Frage, ob die Ankunft und das Zusammenleben im Familienverband die Aufnahme sozialer Beziehungen generell begünstige, muss deshalb offenbleiben.

Ein weiterer „Integrationsfaktor“ sind die (Schul-)Kinder, und zwar für ihre eigenen Eltern. Letztere lernen über ihre Kinder andere Eltern kennen und werden ebenso über die Anforderungen und Inhalte der Institution Schule (Was lernen die Kinder? Wie verläuft die Kommunikation Eltern-Schule-Kind?) an das Normen- und Wertesystem der Aufnahmegesellschaft herangeführt, quasi parallel zu der schulischen Sozialisation ihrer Kinder. Die schnell lernenden Kinder fungieren damit als „privilegierte Vermittler“ zwischen ihren Eltern und der Gesellschaft, wie dies Camilleri (1996) in seiner Studie formulierte. Insofern scheint die Schulpflicht für alle in Österreich lebenden Kinder – wie sie ja existiert! – als eine wichtige Voraussetzung für die Integration (der gesamten Familie). Wünschenswert wäre aber auch, dass alle Kinder bereits im vorschulischen Alter einen Betreuungsplatz erhalten, um die Sprache der Mehrheitsgesellschaft möglichst schnell zu erlernen.

Integrationshemmend könnte Familie prinzipiell sein, wenn die Familienautoritäten (z. B. die Eltern) Sozialkontakte aufgrund kultureller Normen unterbinden oder erschweren. Dies kann der Fall sein, wenn es um die Partnersuche geht und Eltern erwarten, dass ihr Sohn oder ihre Tochter eine Person aus dem eigenen Kulturkreis heiratet oder dass die Aufnahme erster Liebesbeziehungen ohne Sexualkontakt bleibt. Die Daten enthalten jedoch keine diesbezüglichen Erlebnisse. Zwar äußern einige Eltern, dass sie das „Küssen in der U-Bahn“ oder Beziehungen im zu frühen Jugendalter stören und sie hoffen, dass die eigenen Kinder dies nicht tun würden. Trotzdem berichten weder Eltern noch junge Erwachsene von konkreten Uneinigkeits- oder Verboten. Lediglich eine junge Frau führt eine Liebesbeziehung, die sie vor ihren Eltern verschweigt – jedoch mit einem jungen Mann aus ihrem eigenen Kulturkreis; insofern geht es hier nicht um Ängste, dass der Kontakt zu einem österreichischen Mann sanktioniert würde.

Religion kann dort als integrationsfördernd interpretiert werden, wo einige Interviewpartner/innen das islamische Gebot der Toleranz betont haben und bewusst hervorheben, dass sie Kontakte zu Personen pflegen oder gern pflegen möchten, die anders- oder nichtgläubig sind. Gleichzeitig enthält die Selbstpositionierung aber auch eine Erwartungshaltung: Es wird nicht nur die eigene Toleranz bekräftigt, sondern sie wird auch von der Aufnahmegesellschaft erwartet. Die „Privatsache“ Religion – als sehr dominantes Thema in den Interviews – soll eben Privatsache bleiben; „das haben wir auch in den Wertekursen gelernt“, betont etwa ein Interviewpartner im Sinne einer Rückversicherung, dass seine Erwartungshaltung durchaus legitim ist.

Integrationshemmend kann Religion in puncto Sozialkontakte in mehreren Zusammenhängen sein, jedoch wurde hier mehr von „Herausforderungen“ berichtet als von tatsächlichen Problemen oder Praktiken, die aus Perspektive der Mehrheitsgesellschaft als problematisch eingeschätzt werden könnten. So haben junge Männer berichtet, dass sie manchmal sozialen Druck erleben, wenn sie keinen Alkohol trinken, und Frauen mussten sich erst daran gewöhnen, dass sie Männer per Händedruck begrüßen und verabschieden. Keine der interviewten Frauen hat berichtet, dass sie einem Mann den

Händedruck verweigert. Eher thematisiert wurde die soziale Ablehnung von Frauen mit Kopftuch, jedoch im anonymen öffentlichen Leben („auf der Straße“) oder in formalen, kurzfristigen Sozialkontakten (auf dem Amt, im Aufnahmelager), nicht in privaten Beziehungen. Das heißt, das Kopftuch wurde nicht in dem Zusammenhang genannt, dass es den Zugang von Kopftuch tragenden Musliminnen zu privaten Beziehungen erschweren würde.

Es gibt einen weiteren Faktor bezüglich Religion, der potenziell integrationshemmend ist: Gerade weil Religion in den Augen fast aller Interviewpartner/innen „Privatsache“ ist, wird nicht gerne darüber diskutiert, ein kommunikativer Austausch mit der Aufnahmegesellschaft wird nicht unbedingt gewünscht – das legt auch die Erfahrung der Interviewer/innen nahe, die sicherlich als Repräsentant/innen der Mehrheitsgesellschaft wahrgenommen wurden. Nur wenige, und zwar drei junge Frauen, waren interessiert an einem Gespräch über Religion, vor allem, was das Thema „Kopftuch“ anging.

Was die interreligiöse Partnerschaft oder Ehe angeht, zeigen sich manche Interviewpartner/innen offen, andere nicht so sehr. Manche betonen, dass der Alltag mit einem/einer muslimischen Partner/in einfacher wäre. Anders als die Bereitschaft, Freundschaften mit Personen anderer kultureller oder religiöser Herkunft aufzunehmen und zu pflegen, spielt bei der Partnerwahl das Ähnlichkeitsprinzip eine große Rolle; dies ist auch in unserer Gesellschaft so und lässt sich zum Beispiel daran erkennen, dass eine romantische Partnerschaft – als besonders enge, auf Dauer angelegte, exklusive Intimbeziehung – oft mit einem Menschen eingegangen wird, der in seinem Wertebewusstsein, seinen ideologischen Überzeugungen und seiner religiös-spirituellen Verortung den eigenen Überzeugungen möglichst ähnlich ist.

5.2 Teilhabe am Ausbildungs- und Erwerbsbereich

Integrationsfördernd ist Familie dann, wenn sie das Vorhaben unterstützt, dass Familienmitglieder am Ausbildungs- und Arbeitsmarkt teilnehmen. Da die Studienteilnehmer/innen, vor allem jene aus Afghanistan, einen kulturellen Hintergrund haben, der bezüglich Geschlechterrollen traditionell geprägt ist, ist dieses Thema vor allem eines, das Frauen betrifft: Mütter, Ehefrauen und Töchter können insofern unterstützt werden, als sie eine Ausbildung absolvieren oder eine Erwerbsarbeit aufnehmen, so dass sie sich aus einer ausschließlich häuslichen Rolle lösen; sie Kontakt zu anderen Auszubildenden und Arbeitskolleg/innen, Lehrenden usw. knüpfen können und damit in der Mehrheitsgesellschaft aktiv präsent sind. Den Interviews der vorliegenden Studie ist zu entnehmen, dass hier bereits ein Umdenken stattgefunden hat: Zum einen denken berufsqualifizierte Frauen, die im Heimatland als Mutter nicht mehr erwerbstätig waren, nun über eine Erwerbsarbeit in Österreich nach, zum anderen zeigen auch Männer, die eigentlich eine traditionelle Rollenvorstellung in der Partnerschaft haben, zumindest „Verständnis“ dafür, dass ihre Frau arbeiten geht – jedoch oft aus rein pragmatischen Gründen („ich möchte unbedingt, dass meine Frau auch arbeitet. Mein Knie wird demnächst operiert, deswegen bin ich jetzt arbeitslos“; „es ist komisch, wenn sie nicht arbeiten würde, weil wir ja sechs Kinder zu versorgen haben“). So passen manche Männer ihre Haltung zur Müttererwerbstätigkeit aus finanziellen Gründen an. Jedoch fehlen in den Daten Hinweise darauf, dass Männer ihre Frau aktiv unterstützen aus der Vorstellung heraus, dass eine Partizipation am Ausbildungs- oder Erwerbssektor ihr selbst guttun könnte.

Dies ist anders zwischen Eltern und ihren Kindern: Hier finden sich Aussagen sowohl von Müttern als auch von Vätern, dass sie sich für ihre Kinder (Söhne wie Töchter) eine gute Ausbildung wünschen („für mich ist es wichtig, dass die Töchter was werden“). Sie motivieren

sie damit – zumindest emotional – zur Integration in das österreichische Ausbildungssystem.

Familie ist andererseits dort integrationshemmend, wo eine aktive Teilnahme im Ausbildungs- und Erwerbsbereich aktiv oder passiv verhindert wird. Obwohl, wie dargelegt, einige Männer Vorbehalte haben, dass ihre Frau arbeiten geht, gibt es auch jene – so berichten die Ehefrauen in unserer Stichprobe –, die sie aktiv daran hindern, zumindest teilweise („mein Mann, der ist dagegen, dass ich Vollzeit arbeite, Teilzeit ist okay“). Auch passiv verhindert so mancher Mann, dass seine Frau sich weiterbildet oder eine Erwerbsarbeit aufnimmt, indem er ihr vermittelt, dass er nicht für die Kinderbetreuung zuständig ist („er wird nicht so zu Hause sitzen und auf das Kind aufpassen“). Besonders dort, wo sich also Mütter mit kleinen Kindern im Ausbildungs- und Erwerbsmarkt integrieren wollen und wo keine institutionelle Betreuung zur Verfügung steht (z. B. Kindergärten), wirken traditionell gelebte Geschlechterrollen in der Partnerschaft integrationshemmend – sei es explizit (Mann weigert sich, auf das Kind aufzupassen) oder implizit (Frau fragt erst gar nicht, ob er das tun würde). Gerade in diesem Zusammenhang erscheint es wichtig, dass vor allem junge Mütter bei Bildung und Spracherwerb in Form von Kinderbetreuungsangeboten unterstützt werden und eventuell auch ein Coaching bereitgestellt wird zum Stellenwert einer eigenständigen Erwerbstätigkeit für spätere Pensionsansprüche und finanzielle Unabhängigkeit.

Zur Analysefrage, inwieweit Religion im Ausbildungs- und Erwerbskontext integrationsfördernd sein könnte, lassen sich in den Daten keine Hinweise finden. Vielmehr sprechen zwei junge Frauen das Thema Kopftuch und Arbeitsmarkt an und verweisen darauf, dass das Kopftuchtragen die Berufswahl einschränke, man könne nicht Polizistin oder Kellnerin sein, so die beiden Beispiele. Beide Frauen – eine trägt das Kopftuch, die andere nicht – akzeptieren diese Einschränkung („weil, es ist Österreich“) und tragen die persönlichen Konsequenzen („ich weiß, ich kann nicht Polizistin werden, aber ich weiß, dass mir andere Wege frei sind“). Da es nur diese beiden Aussagen zum Kontext Religion und Ausbildung/Erwerb gibt, ist eine generalisierende Aussage schwierig, inwieweit das Kopftuchtragen in diesen

Kontexten als integrationshemmend erlebt wird; zumal nur wenige Interviewpartnerinnen bislang Erfahrungen im Erwerbsleben gemacht haben. In der vorliegenden Studie jedenfalls werden andere Kontexte (anonyme Öffentlichkeit, Kommunikation auf Ämtern) eher genannt, die Frauen mit Kopftuch Probleme bereiten.

Insgesamt ist für das Zusammenspiel von Familie und Integration Folgendes festzuhalten: Für beide Kontexte der Teilhabe, die hier kurz analysiert wurden, also Teilhabe am sozialen Leben und Teilhabe am Ausbildungs- und Erwerbsbereich, erscheint die Präsenz der Familie für die meisten geflüchteten Menschen als positive emotionale Stütze. Die Interviews zeigen, dass vor allem allein einreisende Personen, meist Männer, die ihre Gründungsfamilie (Frau, Kinder) zurückgelassen haben, sich nicht in der Lage fühlen, wirklich in Österreich „anzukommen“, solange sie in Gedanken bei ihren Familien sind; dass also eine positive Integration für manche Personen erschwert ist, solange ihr Grundbedürfnis, mit der Familie zusammen zu sein, nicht erfüllt ist. Dabei steht ein „kernfamiliales“ Familienverständnis im Zentrum: Wer ohne Herkunfts- oder Gründungsfamilie hergekommen ist, sagt, er sei „allein“, obwohl andere Familienmitglieder in Österreich sind oder bereits Freundschaften geknüpft wurden. Je nach Alter und Familienphase erscheint eine solche Konstellation (getrennte Familien) als mehr oder weniger ungünstige Voraussetzung, wenn sie von Dauer ist und eine erfolgreiche Integration angestrebt wird. Besonders die jungen Familienväter, die ihre Familie zurücklassen, sind eine vulnerable Gruppe. Junge Frauen und Männer hingegen, die noch keine eigene Familie gegründet haben, scheinen eher in der Lage, sich der neuen Gesellschaft zu öffnen und die neuen Möglichkeiten zu nutzen, sich neue Ziele zu setzen, zunächst vor allem im Bildungssektor.

Das Anliegen der Studie war es, einen – im Sinne der qualitativen Forschungsmethode – möglichst dichten Einblick in die Erfahrungswelt und Alltagswirklichkeit von Flüchtlingen in Österreich zu gewähren. Auf Empfehlungen wird aufgrund der Komplexität des Themas an dieser Stelle bewusst verzichtet. Vielmehr soll die Studie einen Input für all diejenigen liefern, die mit der Aufgabe betraut sind, die diesbezüglichen Rahmenbedingungen zu gestalten.

6 Literatur

Ahmad, Ali (2017): The perception of gender relations and gender-based violence of Afghans living in Austria. Findings of small-scale microsociological research. Wien: Vienna Institute for International Dialogue and Cooperation.

Aslan, Ednan; Kolb, Jonas; Yildiz, Erol (2017): Muslimische Diversität. Ein Kompass zur religiösen Alltagspraxis in Österreich. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden (Wiener Beiträge zur Islamforschung).

Aumann, Theresa (2014): Unbegleitete minderjährige Flüchtlinge in Österreich. Diplomarbeit. Universität Wien. Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät.

Bade, Klaus J.; Bommes, Michael (Hg.) (2004): Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche. Osnabrück: Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS-Beiträge, 23).

Bette, Jean-Paul L. (2006): PTBS, häusliche Gewalt und Kinderarbeit. Eine epidemiologische Untersuchung von Schulkindern in Kabul, Afghanistan. Diplomarbeit. Universität Konstanz. Fachbereich Psychologie.

Blumer, Herbert (1979): Methodologische Prinzipien empirischer Wissenschaft (engl. Original: Symbolic Interactionism: Perspective and Method; 1969). In: Klaus Gerdes (Hg.): Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus „Natural Sociology“ und Feldforschung in den USA. Stuttgart: Enke, S. 41–62.

Borchard, Michael; Senge, Katharina (Hg.) (2014): Neue Impulse für die Integrationspolitik. Sankt Augustin: Konrad-Adenauer-Stiftung.

Buber-Ennser, Isabella; Kohlenberger, Judith; Rengs, Bernhard; Al Zalak, Zakarya; Goujon, Anne; Striessnig, Erich et al. (2016): Humankapital, Werte und Einstellungen von Menschen, die 2015 in Österreich Zuflucht suchten. Online verfügbar unter <http://www.oeaw.ac.at/en/vid/research/research-projects/dipas/plos-one-journal-article/deutsche-uebersetzung-des-artikels>, zuletzt geprüft am 19.1.2018.

Bundesministerium für Inneres (Hg.) (2016): Asylstatistik 2015. Wien. Online verfügbar unter http://www.bmi.gv.at/301/Statistiken/files/Jahresstatistiken/Asyl_Jahresstatistik_2015.pdf, zuletzt geprüft am 19.1.2018.

- Bundesministerium für Inneres (Hg.) (2017): Asylstatistik 2016. Wien. Online verfügbar unter http://www.bmi.gv.at/301/Statistiken/files/Jahresstatistiken/Jahresstatistik_Asyl_2016.pdf, zuletzt geprüft am 19.1.2018.
- Camilleri, Carmel; Vinsonneau, Geneviève (1996): *Psychologie et culture. Concepts et méthodes*. Paris: Armand Colin.
- Central Statistics Organization/Afghanistan; Ministry of Public Health/Afghanistan; ICF (2017): *Afghanistan Demographic and Health Survey 2015*. Central Statistics Organization. Kabul, Afghanistan. Online verfügbar unter: <https://dhsprogram.com/pubs/pdf/FR323/FR323.pdf>, zuletzt geprüft am 19.1.2018.
- Expertenrat für Integration des BMEIA (Hg.) (2016): *Integrationsbericht. Integration von Asylberechtigten und subsidiär Schutzberechtigten in Österreich. Wo stehen wir heute? Zwischenbilanz des Expertenrates zum 50-Punkte-Plan*. Online verfügbar unter https://www.bmeia.gv.at/fileadmin/user_upload/Zentrale/Integration/Integrationsbericht_2016/Integrationsbericht_2016_WEB.pdf, zuletzt geprüft am 19.1.2018.
- Filzmaier, Peter; Perlot, Flooh (2017): *Wertehaltungen und Muslimische Gruppen in Österreich. Einstellungen von Flüchtlingen, ZuwanderInnen und in Österreich geborenen MuslimInnen im Vergleich*. Österreichischer Integrationsfonds (Hg.).
- Fiske, Alan P.; Kitayama, Shinobu; Markus, Hazel R.; Nisbett, Richard E. (1998): *The Cultural Matrix of Social Psychology*. In: Daniel Todd Gilbert, Susan T. Fiske und Gardner Lindzey (Hg.): *The handbook of social psychology*. Boston, New York: Oxford University Press.
- Gerdes, Klaus (Hg.) (1979): *Explorative Sozialforschung. Einführende Beiträge aus „Natural Sociology“ und Feldforschung in den USA*. Stuttgart: Enke.
- Gilbert, Daniel Todd; Fiske, Susan T.; Lindzey, Gardner (Hg.) (1998): *The handbook of social psychology*. 4th ed. Boston, New York: Distributed exclusively by Oxford University Press.
- Heinisch, Heiko; Memedi, Imet et al. (2017): *Die Rolle der Moschee im Integrationsprozess*. ÖIF Forschungsbericht: Österreichischer Integrationsfonds (Hg.).
- Herwartz-Emden, Leonie; Schurt, Verena; Waburg, Wiebke (2010): *Aufwachsen in heterogenen Sozialisationskontexten. Zur Bedeutung einer geschlechtergerechten interkulturellen Pädagogik*. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften (Kinder, Kindheiten, Kindheitsforschung, 5).
- Herwartz-Emden, Leonie (Hg.) (2003): *Einwandererfamilien: Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation*. Göttingen: V & R unipress (IMIS-Schriften, Bd. 9).
- Herwartz-Emden, Leonie (1995): *Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung*. Weinheim: Juventa (Juventa-Materialien).
- Hofstede, Geert (2001): *Culture's consequences. International differences in work-related values*. Newbury Park: Sage Publications (Cross-cultural research and methodology series, 5).
- Hunner-Kreisel, Christine; Stephan, Manja (Hg.) (2013): *Neue Räume, neue Zeiten. Kindheit und Familie im Kontext von (Trans-) Migration und sozialem Wandel*. Wiesbaden: Springer VS (Kinder, Kindheiten und Kindheitsforschung, 4).
- Hunner-Kreisel, Christine (2010): *Respekt als generationales Muster? Aufwachsen im Kontext von Migration und familialen muslimischen Lebenswelten*. In: Christine Hunner-Kreisel und Sabine Andresen (Hg.), a.a.O., S. 177-191.

- Hunner-Kreisel, Christine; Andresen, Sabine (Hg.) (2010): Kindheit und Jugend in muslimischen Lebenswelten. Aufwachsen und Bildung in deutscher und internationaler Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Kinder, Kindheiten, Kindheitsforschung, 1).
- Kapella, Olaf; Baierl, Andreas; Rille-Pfeiffer, Christiane; Geserick, Christine; Schmidt, Eva-Maria (2011): Gewalt in der Familie und im nahen sozialen Umfeld. Österreichische Prävalenzstudie zur Gewalt an Frauen und Männern. Wien: ÖIF.
- Keller, Heidi (2004): Die Rolle familiärer Beziehungsmuster für die Integration von Zuwanderern. In: Klaus J. Bade und Michael Bommes (Hg.): Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien. Osnabrück (IMIS-Beiträge, 23), S. 105–122.
- Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne; Lebigier-Vogel, Judith; Meurs, Patrick (Hg.) (2016): Migration, frühe Elternschaft und die Weitergabe von Traumatisierungen. Das Integrationsprojekt ‚Erste Schritte‘. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Markus, Hazel R.; Kitayama, Shinobu (1991): Culture and the Self. Implications for Cognition, Emotion and Motivation. In: *Psychological Review* 98, S. 224–253.
- Milewski, Nadja (2013): Erwerbsbeteiligung und Einstellungen zur Familie von türkischen Migrantinnen im Generationenvergleich. In: *Zeitschrift für Familienforschung. Beiträge zu Haushalt, Verwandtschaft und Lebenslauf* 25 (2), S. 53.
- Nauck, Bernhard (2004): Familienbeziehungen und Sozialintegration von Migranten. In: Klaus J. Bade und Michael Bommes (Hg.): Migration – Integration – Bildung. Grundfragen und Problembereiche. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien. Osnabrück (IMIS-Beiträge, 23), S. 83–104.
- Norris, Pippa; Inglehart, Ronald F. (2012): Muslim Integration into Western Cultures. Between Origins and Destinations. In: *Political Studies* 60 (2), S. 228–251.
- Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hg.) (2017): Wertehaltungen und Erwartungen von Flüchtlingen in Österreich. Endbericht.
- Österreichischer Integrationsfonds (2017): Verschleierung im Islam. Aktuelles zu Migration und Integration. Fact Sheet Nr. 26. Wien. Online verfügbar unter https://www.integrationsfonds.at/.../Fact_Sheet_25_Verschleierung_im_Islam.pdf, zuletzt geprüft am 19.1.2018.
- Nationaler Aktionsplan für Integration (2010): Österreichischer Integrationsfonds (Hg.). Online verfügbar unter www.bmeia.gv.at/fileadmin/user_upload/Zentrale/Integration/NAP/Bericht_zum_Nationalen_Aktionsplan.pdf, zuletzt geprüft am 6.3.2018.
- Pagnini, Deanna L.; Morgan, S. Philipp (1990): Intermarriage and Social Distance Among U.S. Immigrants at the Turn of the Century. In: *American Journal of Sociology* 96 (2), S. 405–432.
- Röder, Antje; Mühlau, Peter (2014): Are they acculturating? Europe's immigrants and gender egalitarianism. In: *Social Forces* 92 (3), S. 899–928.
- Roggenthin, Heike (2002): „Frauenwelt“ in Damaskus. Institutionalisierte Frauenräume in der geschlechtergetrennten Gesellschaft Syriens.

Zugl.: Mainz, Univ., Diss., 2000. Münster u. a.: Lit-Verl. (Konfrontation und Kooperation im Vorderen Orient, 7).

Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (Hg.) (2010): Einwanderungsgesellschaft 2010. Jahresgutachten 2010 mit Integrationsbarometer. Eigenpublikation SVR. Berlin.

UNDP (2016): Human development for everyone. New York, NY: United Nations Development Programme (Human development report, 2016).

Weick, Stefan (2001): Bei höherer Schulbildung neigen ausländische Männer eher zur Ehe mit deutscher Partnerin. Untersuchung zu Familie und Partnerwahl in der ausländischen Bevölkerung mit Daten des Mikrozensus. In: Informationsdienst Soziale Indikatoren 25, S. 12-14.

Weiss, Hilde; Schnell, Philipp; Ates, Gülay (Hg.) (2014): Zwischen den Generationen. Transmissionsprozesse in Familien mit Migrationshintergrund. Wiesbaden: Springer VS.

Zick, Andreas (2010): Psychologie der Akkulturation. Neufassung eines Forschungsbereiches. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

7 Anhang

SOZIODEMOGRAFIE DER ERZÄHLPERSONEN

Interview	Pseudonym	Staats- bürgerschaft	Geschlecht	Alter	wie lange in Österreich	Partner/in	Kinder
Foku 1	Hamed	Afghanistan	m	37	2 Jahre	verheiratet	3
Foku 1	Mustafa	Afghanistan	m	52	2 Jahre	verheiratet	5
Foku 1	Belal	Afghanistan	m	23	2 Jahre	-	-
Foku 1	Jawid	Afghanistan	m	27	2 Jahre	-	-
Foku 1	Rashed	Afghanistan	m	30	5 Jahre	verheiratet	2
Foku 2	Jawad	Afghanistan	m	20	2 Jahre	-	-
Foku 2	Jan	Afghanistan	m	22	5 Jahre	-	-
Foku 2	Raz	Afghanistan	m	22	4 Jahre	Partnerin	-
Foku 2	Sarvar	Afghanistan	m	21	2 Jahre	-	-
Foku 3	Marwan	Syrien	m	51	2 Jahre	verheiratet	8
Foku 3	Aki	Syrien	m	32	2 Jahre	verheiratet	2
Foku 3	Yassir	Syrien	m	44	1 Jahr	verheiratet	6
Foku 4	Naya	Syrien	w	38	23 Monate	verheiratet	5
Foku 4	Alaa	Syrien ²⁵	w	23	22 Monate	verheiratet	2
Foku 4	Sham	Syrien	w	37	1,5 Jahre	verheiratet	3
Foku 4	Halla	Syrien	w	40	8 Monate	verheiratet	4
Foku 5	Elisa	Syrien	w	17	6 Monate	-	-
Foku 5	Melissa	Syrien	w	18	2 Monate	Partner	-
Foku 6	Mohammad	Syrien	m	18	3 Jahre	Partnerin	1+schw. ²⁶
Foku 6	Ahmad	Syrien	m	33	3 Jahre	verheiratet	-
Foku 6	Omar	Syrien	m	17	2 Jahre	verlobt	-
Foku 6	Ali	Syrien	m	19	1,5 Jahre	-	-
Foku 6	Ahmed	Syrien	m	20	1,5 Jahre	-	-
Foku 6	Omer	Syrien	m	19	2 Jahre	-	-
Foku 6	Muhamad	Syrien	m	15	7 Monate	-	-
Foku 7	Sogand	Afghanistan ²⁸	w	28	2 Jahre	geschieden	3
Foku 7	Fatima	Afghanistan ²⁹	w	20	1,5 Jahre	verheiratet	1+schw.
Foku 8	Armaghan	Afghanistan	w	18	5 Monate	verlobt	-
Foku 8	Gandum	Afghanistan	w	18	1,5 Jahre	Partner	-
Foku 8	Raha	Afghanistan	w	19	2 Jahre	verheiratet	1+schw.
Einzel	Nadja	Syrien	w	24	2 Jahre	geschieden	-

Quelle : Studie Integrationsfaktor Familie

25 ist im Irak geboren, hat aber die syrische Staatsbürgerschaft

26 schw. = schwanger

27 Sie hat die afghanische Staatsbürgerschaft, hat aber nie dort gelebt, sondern im Iran.

28 Ebenfalls afghanische Staatsbürgerin, die im Iran geboren ist:
„Ich habe Afghanistan noch nie gesehen.“

